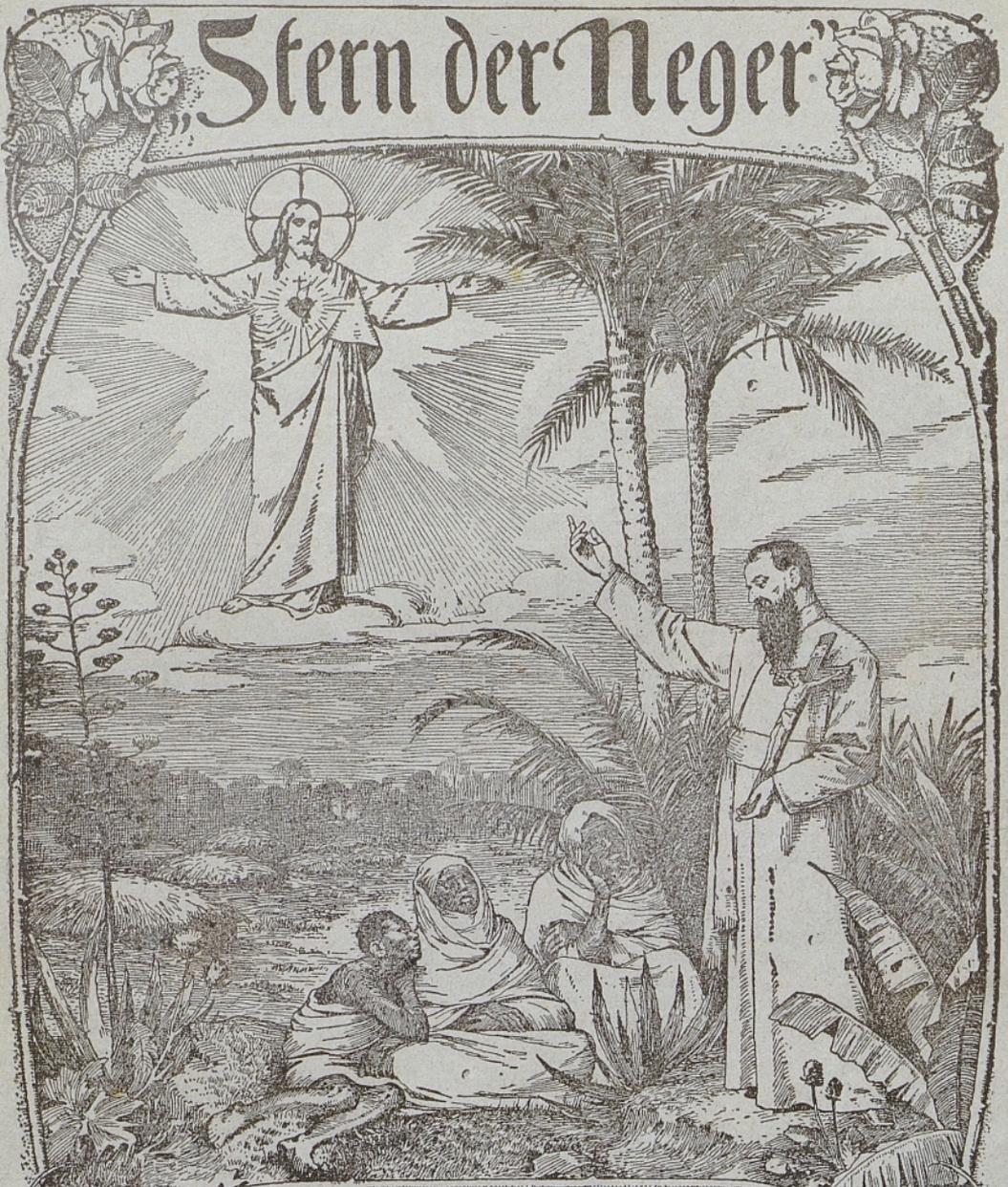


Stern der Neger



Katholische Missions-Zeitschrift

der Söhne des heiligsten Herzens Jesu.

Organ des Marien-Vereins für Afrika.

Der Heilige Vater Papst Pius X. hat der Redaktion, den Abonnenten und Wohltätern den apostolischen Segen erteilt.

Mit Empfehlung vieler hochwürdigster Bischöfe.

Erscheint monatlich einmal und kostet jährlich mit Post 2 K — 2 Mk. — 3 Franken.

Inhalt:

Herz Jesu-Bitte! 121. — Lu! einst und jetzt (Fortsetzung) 123. — Wieder ein Kampf mit der Hölle 128. — Hundschar in den Missionen. Entwicklung und augenblicklicher Stand der Mission in Grootfontain (Deutsch-Südwest-Afrika) 131. — Das Weib bei den Jang's 132. — Die Schlafkrankheit 135. — Die Schrecken der Sklaverei (Fortsetzung) 137. — Verschiedenes: Aus Khartoum 142. — Empfehlenswerte Bücher und Zeitschriften 144.

Abbildungen: Uttigo: Unsere letztgetauften Schillukknaben. — Zwei sudanesishe Soldaten. — St. Josef in Gulu: Negeknaben beim Spiel. — Hütten der Eingeborenen bei Duem. — Unsere alte Schule in Wau.

Briefkasten der Redaktion.

Waidbrud. Tausend Dank für die schöne Flöte; nächstens werden wir dann einmal ein paar Krokodile herüberkommandieren, um Ihnen ein Ständchen zu bringen, natürlich mit dem Krokodilsp. . . als Dirigent an der Spitze.

P. B. S. Mt. Sie beklagen sich, daß die „Sterne“ von Milland in Tonga sehr selten geworden seien und daß sich seit Monaten überhaupt keiner mehr dorthin verirrt habe. Es tut mir sehr leid, solches hören zu müssen; inzwischen kommen die betreffenden „Sterne“ gleich Kometen mit dem Vermerk: „In Tanager

(Marokko) unbekannt“ nach dem lieben Milland zurück. Die Post scheint Tonga mit Tanager zu verwechseln; ist bei dem leztjährigen Marokkorummel auch nicht zu verwundern.

P. K. S. Khartoum. Die Hitze muß in Khartoum augenblicklich überaus groß sein, so daß sogar Ihre Tinte eingetrocknet ist oder doch einzutrocknen droht; zur Kenntnissnahme diene, daß in diesem Falle auch Nachrichten, die mit Bleistift geschrieben sind, herzlichst willkommen sind. Habe auf letzten Brief noch keine Antwort erhalten.

Dem Memento der hochw. Missionäre und dem Gebete aller Leser werden folgende Verstorbene empfohlen: Hochw. Herr Pfarrer Franz Pecho, Ernst-hofen; Frau Christina Zacher, Innichen; Frau Theresia Nlg, Ungenach.

„Herr, gib ihnen die ewige Ruhe und das ewige Licht leuchte ihnen!“

Gebetsempfehlungen. Eine Person empfiehlt sich in einem sehr schweren Anliegen dem frommen Gebete; desgleichen eine Abonnentin dem Gebete zum heiligsten Herzen Jesu, zur schmerzhaften Mutter, zum hl. Josef und zum hl. Antonius; ferner eine Witwe um Hilfe und Stärke in schwerer Heimsuchung.

Gaben-Verzeichnis vom 10. April bis 10. Mai 1912.

In Kronen.

Opferstod: Baumgarting F. N. 1; Bayern N. N. 44:68; Beilugrins v. M. 470:70; Bergzabern F. N. 2:08; Bozen G. M. 2; Brigen Dr. D. v. G. 10; N. N. 1:20; Brunck S. 2; Brunnensfeld W. W. 8; Buchenstein M. d. T. 6; Burgstall F. B. 1; Eppan N. N. 20; Erding Dr. R. 1:17; Flawrling Koop. M. 20; Freienfeld F. F. 280; Jügen F. W. 3; Grieskirchen A. M. 20; Jachenau L. F. 35:25; Junsbrunn Koop. C. 1; Jtting A. H. 1:17; Karbitz F. L. 2; Lana Fil. D. 20; Meran M. P. 4; Mühlbachl A. G. 20; Neufkirchen G. G. 7; Nikolsdorf F. N. 8; Oberdorf F. Sch. 2; Odrau N. R. 3; Pfalzen F. N. 1; Pfunders N. N. 2; M. S. 3; Rohrdorf Pfr. M. 4:68; Ruprechtshofen Benef. S. 10; Saalfelden F. N. 3; Salzburg P. B. F. 3; Carns N. N. 10; St. Marien F. H. 10; St. Martin Pfr. L. 3; Santt Ulrich D. H. 10; Schnals A. S. 1; Schwaz E. R. 1; Sterzing M. W. 1; Straubing Dir. B. 10; von d. Ob.-Prima im bish. Seminar 12:72; Taisten M. F. 1; Taxenbach F. Sch. 6; Tirol b. M. F. U. 6; Trient Monj. T. 2; Waizenkirchen Koop. C. 2; Wiesen F. B. 21; Wien U. 3; Dr. C. F. 6; F. N. 8; Wöding L. D. 1.

Zur Persolvierung von heiligen Messen sandten ein: Afers N. N. 1:20; Brunck Fam. N. 30; N. N. 2; Eggenberg Fr. N. 3; Eifenbergeramt A. N. 100; Infersdorf N. 3:51; Milland A. Sch. 2; Mittelberg

F. C. 23:51; Münstereifel Marienhosp. 54:87; Neuhofen F. N. 60; Nikolsdorf Fam. N. 4; Pfunders M. S. 7:70; Saalfelden Pfr. Sch. 100; Saffig P. W. 2:34; Sarnthem M. G. 7; Steele G. Schr. 55; Straubing Hochw. Fr. A. C. 917:28; Tirol b. M. F. Ung. 2; Ungenach Fr. F. 10; Wien S. U. 2; Winklern A. N. 3:60.

Zur Taufe von Heidenkindern: Fernetz G. W. 25 (Moisia); Holustein Kr. S. 23:40 (Mois); Pfr. D. C. 23:40 (Anna); Rhevenhüll Pfr. M. 23:40 (Willibald); Furch i. W. N. N. 23:04; Kortich A. Sch. 24 (Maria); Niederan b. Wörgl v. Pframt. 60.

Für die Mission: Nigen S. N. 10; Kortich A. Sch. 16; Kofielzen Pfr. Sch. 28:60; C. W. 11:40.

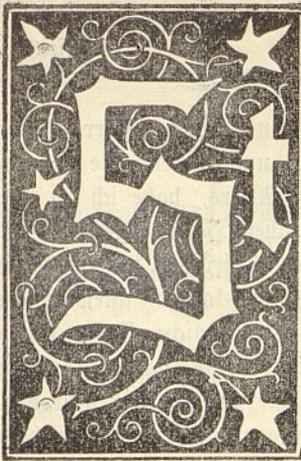
Für P. Münd: Furch i. Wald N. N. 58:50; Grabitz Fr. S. 11:70.

Für P. Jörn: hl. Kreuz a. W. F. B. 10.

Baukeine für Khartoum: Goffenaj Pfr. N. 20; Kennelbach Pfr. 150; Regensburg F. N. 2:34; Zell a. See F. Fr. 2.

Briefmarken liefen ein aus: Mgund, Eggenberg, Karbitz, Leifers, Malching, Moshamm, Odrau, Pottenbrunn, Teis, Trient, Weissenstein, Wiesen.

„O Herr, verleihe allen unseren Wohlfätern um deines Namens willen das ewige Leben!“



Stern der Neger.

Katholische Missionszeitschrift
der 'Söhne des heiligsten Herzens Jesu',
(Organ des Marien-Vereins für Afrika)

Dient vornehmlich der Unterstützung und Ausbreitung der Missionstätigkeit der Söhne des heiligsten Herzens Jesu und sucht Verständnis und werktätige Liebe des Missionswerkes in Wort und Schrift zu fördern.

Das Arbeitsfeld dieser Missionäre ist der Sudan (Zentral-Afrika).

Der „Stern der Neger“ erscheint monatlich und wird vom Missionshaus Milland bei Brigen (Südtirol) herausgegeben.

Abonnementspreis ganzjährig mit Postverendung Kr. 2.—, Mkr. 2.—, Fr. 3.—.

Der Heilige Vater Papst Pius X. hat der Redaktion, den Abonnenten und Wohltätern den Apostolischen Segen erteilt. Für die Wohltäter werden wöchentlich zwei heilige Messen gelesen. Mit Empfehlung der hochwürdigsten Oberhirten von Brigen, Brunn, Leitmeritz, Lurz, Olmütz, Marburg, Trient, Triest und Wien.

Heft 6.

Juni 1912.

XV. Jahrg.

Herz Jesu=Bitte!

Missionen! Ein Zauberwort, das in den heutigen Tagen wie ein starker Magnet die Herzen aller an sich zieht. Was Wunder, ist es denn nicht auch eine wahre, überaus verdienstliche Aufgabe, diesem hohen Ideal durch rastlose Tätigkeit in Wort und Schrift festen Boden zu verschaffen? Oder gibt es denn noch ein höheres Ziel, ein edleres Schaffen und Wirken, als mitzuarbeiten an der kulturellen Hebung, an dem zeitlichen und ewigen Glück derer, die da sitzen in der Finsternis und in den Schatten des Todes? Doch eine viel vollkommenere Frucht der Missionsbegeisterung ist ohne Zweifel die persönliche Hingabe an das Gotteswerk der Missionen. Welch hoher Achtung diese herrliche Blütenknospe am Baume der Kirche sich erfreut, zeigt der Umstand, daß selbst ein ungläubiger Professor in Berlin sich äußern mußte, als er seinen Schülern einen Missionär vorstellte: „Sehen Sie, meine Herren, das ist ein wahrer Kulturheld.“

Wenn schon die kulturelle Seite des Missionärs so hoch angeschlagen wird, wie weit erhabener muß uns Katholiken dessen geistliche Würde erscheinen! Heroischen Mut nennen wir es, als Jünger Christi in die Fußstapfen des Völkerapostels zu treten und in unvergleichlicher Selbstlosigkeit, in reinsten Menschenliebe und rührendstem Seeleneifer sich hinzugeben der Bekehrung unsterblicher Seelen.

Jünger Freund! Bleibe beim Lesen dieser Zeilen ein wenig stehen und frage dich: „Wie wäre es, wenn auch ich mich in die Reihen dieser heldenmütigen Schar von Pionieren des Glaubens stellte?“ Vielleicht kommt dir dann der Gedanke: „Gewiß, es ist wahrlich ein sehr verdienstvolles und hochsinniges Werk, für das kein Opfer zu groß ist, keine Mühe zu beschwerlich, zu folgen dem Rufe des Heilandes, der als oberster Kriegsherr mich einladet zum Kampfe gegen ‚die Mächte der Finsternis‘.“ Und fühlst du in deines Herzens Kämmerlein die Stimme des göttlichen Meisters

sich regen, die dich drängt und treibt, dieses Opfer auf dich zu nehmen, dich dieser Mühe zu unterziehen, die das Flämmchen der Begeisterung für die verlassensten der Menschenkinder, die Neger Zentralafrikas, auslodern läßt: dann zögere nicht mehr, diesem Rufe Folge zu leisten. Schlage doch nicht den Weg des reichen Jünglings ein; höre nicht auf die Worte eines übelberatenen, engherzigen Freundes, der dich zurückhalten möchte mit dem Bemerkten: „Du darfst nicht das Vaterland verlassen, das selbst Männer braucht!“

O glückliches Vaterland aber! Gibst es für dich einen größeren Ruhm, eine größere Ehre als jene Söhne, jene hochherzigen und für alles Edle und Erhabene begeisterten Männer, die voll Liebe und Opferfreudigkeit bereit sind, den ärmsten, ungebildeten und in der Sklaverei der finstern Mächte schmach tenden Menschen Rettung und Erlösung zu bringen? Sene christlichen Helden, die in Wahrheit sind Männer

Ganz vom Eisen eurer Berge,
Ganz vom Holze eurer Eichen!

F. W. Weber.

Und du, teurer Vater, zögerst du etwa, dem Herrn dein geliebtes Kind zu opfern, dem die hohe „Gnade verliehen wurde, unter den Heiden die unaussprechlichen Reichthümer Christi zu verkünden“! (Ephes. III, 8.)

Wie wirst du aber ausschauen nach einem rettenden Hoffnungstern, wenn du einst nach einem dornenvollen Pilgerweg an dem Hause der Ewigkeit angelangt bist, wenn der fahle Schein der Sterbekerze dich so recht an die Wichtigkeit der Erde gleißend Flittergold mahnt und wenn du des Todes eisige Faust auf deinem Nacken spürst . . .

Doch, tapferes Vaterherz, da rollt sich vor den Augen deiner Seele ein gar liebliches Bild auf. Du siehst deinen Sohn im Geiste, wie er am ärmlichen Altar inmitten seiner schwarzen Brüder eines teuren Herzens drüben über dem Weltenmeere gedenkt. Getrost und freudig wirst du dann vor den höchsten Richter

hintreten und sprechen: „Siehe, Herr, diesen, mein eigenes Blut und Leben, die Freude und Stütze meines Alters, habe ich in den Dienst deines göttlichen Herzens gestellt.“

Wohlan denn, edles, frisches, tatendurstiges Jünglingsherz, reiße dich los von allen Fesseln der Liebe an diese vergängliche Erde, diesen verderblichen Dornen, die das Pflänzchen deiner Missionsbegeisterung zu ersticken drohen. Erhebe deine Schwingen über die enge Sphäre des Diesseits hinaus bis zu jener Sonnenhöhe, von wo aus der Apostelarbeit dereinst ein ewiger Apostellohn entgegenwinkt.

Das Herz des liebevollen Erlösers ist es ja, das einen Funken seiner übergroßen Liebe in deinem Herzen entfacht hat; der Heiland selbst ist es, der dich gerade im lieblichen Herz Jesu-Monat einladet, das Senfkörnlein des christlichen Glaubens den armen, verlassenen und in mannigfache Laster verstrickten Negern zu bringen.

Ein weites Arbeitsfeld breitet sich vor dir aus, wohl siebenmal größer als Österreich-Ungarn; ein Erdteil, der sich nicht bloß des Vorzuges rühmt, die Trümmer der ältesten Kulturwelt zu bergen und die großartigsten Wunder in Flora und Fauna aufzuweisen, sondern die Füße dessen getragen zu haben, der sich müde gelaufen auf der Suche nach den verirrtten Schäflein.

Folge dem Zuge deines Herzens; es ist ja ein Pochen der Gnade, für deren Nichtbeachtung dir dein Richter dereinst ein strenges „redde rationem“ („gib Rechenschaft“) zuzurufen wird. Bedenke endlich noch, daß du deine Vorbereitung auf einem fruchtbaren Herz Jesu-Boden machen kannst, unter einem biederem, tiefgläubigen Bergvolke, das vor mehr denn einem Jahrhundert in schwerer Sturmesnot zu diesem mächtigen, erbarmungsvollen Herzen in heiligem Bunde geschworen hat. Ergreife also ohne Zögern die Feder und wende dich um nähere Auskunft an das Missionshaus in Willand bei Brigen, Tirol.

Lul einst und jetzt.

(Fortsetzung.)

Als Fortsetzung des Artikels: „Erfolgreiche Missionstätigkeit in Lul“ von P. Ilidor Stang F. S. C.

Neben Miquai war es Abciag, Sohn des Quanirod Kaf, aus dem nahen Dorfe Ngodo, auf welchen wir unsere besten Hoffnungen setzten. Derselbe war der jüngste und talentierteste der drei Schillukjünglinge, welche damals auf unserer Missionsstation wohnten; er erfaßte die Wahrheiten unserer heiligen Religion schnell und leicht. Auch hatte er bereits zahlreiche Proben seiner Anhänglichkeit an uns Missionäre und unsere Sache an den Tag gelegt. Sein Vater, aufgehetzt von den übrigen Dorfsassen, setzte ihm hart zu und wollte es nicht dulden, daß er bei uns wohne. Schmä- und Schimpfworte und Prügel, mit welchen ihn sein Vater und seine drei größeren Stiefbrüder häufig bearbeiteten, sollten ihn müde machen und von uns abwenden, aber der gute Abciag hielt tapfer stand und als ihn eines Abends seine Brüder mit Stricken banden, damit er nicht auf unsere Missionsstation zurückkehren könne, wartete der schlaue Held einige Zeit lang, bis sich die Leute zum Schlafen niedergelegt hatten, und begann dann mit seinen Zähnen solange an den Stricken herumzubeißen, bis sich dieselben lockerten und er sich ihrer entledigen konnte. Dann verließ er leise sein Heim und trotz finsterner Nacht und Gefahr, von herumschleichenden Raubtieren angefallen zu werden, erreichte er glücklich unsere Station. Dort angelangt, machte er Halt, um zunächst ordentlich auszuschnaufen. Dann begann er nach Leibeskräften an die Türe zu klopfen.

In seinem Dorfe aber machte man am anderen Morgen große Augen, als man seinen Abgang entdeckte. So was hatte man von dem Jungen doch nicht vermutet. Seine Mutter war untröstlich, da sie fest überzeugt war, daß er von den oft zahlreichen nächtlichen Raubtieren zerrissen worden sei. Ein solches

Unglück schien ihr schon deshalb sehr wahrscheinlich, weil sie die meisten ihrer Kinder im zarten Alter durch den Tod verloren hatte und immer befürchtete, daß sie auch die beiden übrig gebliebenen, Abciag nämlich und seine einzige Schwester Nerlänne, durch Hexerei und dergleichen verlieren könnte. Kaf, sein Vater, besann sich nicht lange, sondern eilte mit seinem ältesten Sohne in aller Frühe nach unserer Station. Als er hier seinen Sohn gesund und wohlbehalten vorfand, wurde sein Herz milder gestimmt. In Erwägung der großen Gefahr, welcher sein Sohn auf der nächtlichen Flucht entgangen war, gab er diesem nun die langersehnte Erlaubnis, wann er wolle, zur Missionsstation zu kommen. Er gestand auch, daß es ihm lieber sei, wenn sein Sohn bei uns bleibe. Überdies habe derselbe einen harten Schädel und daran könne man nichts ändern.

So hatte Abciag etwas Ruhe und begann bei uns zu arbeiten, Schreiben und Rechnen zu lernen. Von Zeit zu Zeit ging er für einige Tage nach Hause, um seine Eltern zu besuchen. Dabei wurde er natürlich jedesmal von seinen Verwandten und Dorfgenossen tüchtig ausgehimpft und als Sklave der weißen Fremden recht empfindlich verspottet.

In seinem Verwandtschaftskreise hatte man sich allmählich in die Idee eingelebt, er sei von uns verhext worden und deshalb laufe er uns nach. Ein Hexenmeister wurde gerufen, welcher ein Opfer darbrachte, um den Bann der weißen Zauberer zu brechen und dieselben zu verfluchen. Doch sein Opfer hatte keinen Erfolg. So beruhigten sich nach und nach auch seine Verwandten, zumal sie bei ihren Besuchen auf unserer Missionsstation nur Gutes sahen.

Abciag war unterdessen 14 Jahre alt ge-

worden und bereitete sich mit allem Eifer auf seinen ersten Tanz vor, welcher hierzulande als Großjährigkeitserklärung gilt. Fast wäre ihm aber die große Freude über seine Volljährigkeit zum Verhängnisse geworden. Udeciag hatte nämlich auch eine schwache Seite und die bestand darin, daß er leicht wankelmütig wurde und dann oft recht leichtsinnig sein konnte. Trotzdem er von den Wahrheiten unserer heiligen Religion überzeugt war, so hatte er leider noch große Menschenfurcht. Schilluktänze, Meriffakrüge und leichtsinnige Kameraden nahmen ihn für einige Zeit ganz gefangen, so daß er sich allmählich von uns abwandte und sich endlich ganz nach Hause begab. Er wollte sein freier Herr sein und die süße Freiheit nach Herzenslust genießen.

Doch zu seiner Ehre sei es gesagt, ganz verließ er uns nicht und kam fast jede Woche, uns zu besuchen.

So verging ein Jahr, als ein Ereignis eintrat, das ihn wieder zur Einsicht brachte. „Wen Gott lieb hat, den züchtigt er“; das traf auch bei unserem Udeciag buchstäblich ein.

Es war im April 1907. Zu dieser Zeit bringen die Schilluk ihre Kühe auf die zahlreichen Milinfeln, wo sie reichlicheres Futter finden und bis zu Beginn der Regenzeit verbleiben. Mit den Kühen, welche den Stolz, die Hoffnung und Freude aller Schilluk ausmachen, ziehen auch die meisten Jünglinge und Knaben auf die Inseln. Dort wird aus Gras eine Art Kuhhürde hergerichtet, in welcher des Nachts die Tiere untergebracht und an in den Boden festgeschlagenen Pflöcken festgebunden werden. Einige kleine Strohhütten umgeben dieses einfache Kuhlager und dienen als Schlaf- und Speisezimmer. Jeden Morgen und Abend wird ein Teil der frischgemolkene Milch von den Knaben in die Dörfer gebracht.

Zum Übersetzen des Flusses sind zahlreiche Flöße aus Ambaschholz an beiden Ufern vorhanden. Diese sind viel leichter zu handhaben als die Kähne aus Baumstämmen, doch sind

sie, weil ganz flach gebaut, schutzlos, wenn sie von einem Krokodil oder Flußpferd angegriffen werden. Die Knaben, welche die Milch in die Dörfer schaffen, bilden zugleich die Probianträger, womit die einzelnen Familien ihre Angehörigen auf den Milinfeln reichlich versorgen. Andere Knaben oder Jünglinge begleiten die Kuhherden und beaufsichtigen dieselben. An den Ufern der Inseln wimmelt es oft von zahlreichen Krokodilen, welche dem Vieh sehr gefährlich sind, weshalb die Hirten sehr auf der Hut sein müssen. Alle übrigen Jünglinge und Knaben vertreiben sich die Zeit mit Fischen und Spiel oder flechten aus einer Art Inselgras Stricke.

Unser Udeciag also lebte auch in der beschriebenen Art auf einer Insel und war lustig und heiter im Kreise seiner Kameraden. Der Frühjahrestanz hatte in den Dörfern begonnen und weil es Vollmond war, wurde in einem benachbarten Dorfe Nachttanz abgehalten. Nach dem Abendessen auf der Insel verließen die meisten Jünglinge dieselbe und fuhren mit ihren primitiven Fahrzeugen ans feste Land, um sich am beginnenden Tanze zu beteiligen. Auch Udeciag mit zweien seiner Kameraden bestieg sein gebrechliches Fahrzeug. Schnell hatte man das Ufer erreicht und alles stürmte dem nahen Dorfe zu, von wo bereits die Trommel ihre dumpfen Klänge ertönen ließ, welche wie elektrisierend auf die Tänzer und Tänzerinnen einwirkten und ihren Schritt beschleunigten. Alles, mit Ausnahme der älteren Leute und Kinder, gab sich den Freuden des Tanzes hin. Gar schnell verging die Zeit und bereits war es Mitternacht geworden, als der Tanz beendet wurde und die Leute in ihre Dörfer zurückkehrten. Udeciag und seine beiden Genossen hatten sich ein bißchen verspätet und als sie zu ihrem Fahrzeug ans Nilufer kamen, waren alle ihre Kameraden schon längst auf die Insel hinübergerudert.

Das beste wäre wohl gewesen, wenn sie in ihr Dorf zurückgegangen wären und ihre

Rückkehr zur Insel auf den nächsten Morgen verschoben hätten. Doch der Schilluk ist in seiner Jugend oft sehr waghalsig und so machten denn auch sie ihr Fahrzeug flott und begannen hinüberzurudern. Kaum hatten sie das Ufer verlassen, als einer zu seinem größten Schrecken wahrte, wie ein großes Krokodil auf sie zugeschwommen kam. Rasch teilte er es seinen Kollegen mit und wandte das Floß dem nahen Ufer zu, doch es war bereits zu spät. Das Krokodil stürzte sich auf das Fahrzeug. Udcia's Kollegen sprangen ins Wasser, um das Ufer schwimmend zu erreichen. Er selbst, der in der Mitte des Bootes saß, konnte nicht schnell genug ins Wasser springen. Schon fühlte er sich am Schenkel vom Krokodil gepackt; den Tod vor Augen, machte er in dieser größten Not das heilige Kreuzeszeichen und wie er mir selbst oft erzählte, gelang es ihm in diesem Augenblicke, sich auf ganz unerklärliche Weise vom Krokodil loszumachen, sprang ins Wasser und erreichte glücklich das Ufer. Seine Kameraden hatten ihn bereits für tot gehalten und waren hocherfreut, als sie ihn lebend wiedersahen. Vom Ufer aus beobachteten sie, wie das Krokodil das Boot zerbiß. Udcia behauptet, seine wunderbare Rettung einzig und allein seinem heiligen Schutzengel zu verdanken, welcher ihm im kritischen Augenblicke den Gedanken eingegeben habe, das heilige Kreuzeszeichen zu machen. Es weiß ja jeder Schilluk recht gut, daß ein ausgewachsenes Krokodil eine erstaunliche Kraft besitzt und fast nie mehr eine Beute, wenn es dieselbe mit seinen Zähnen gefaßt hat, so ohne weiteres losläßt, ohne verfolgt oder verwundet zu werden.

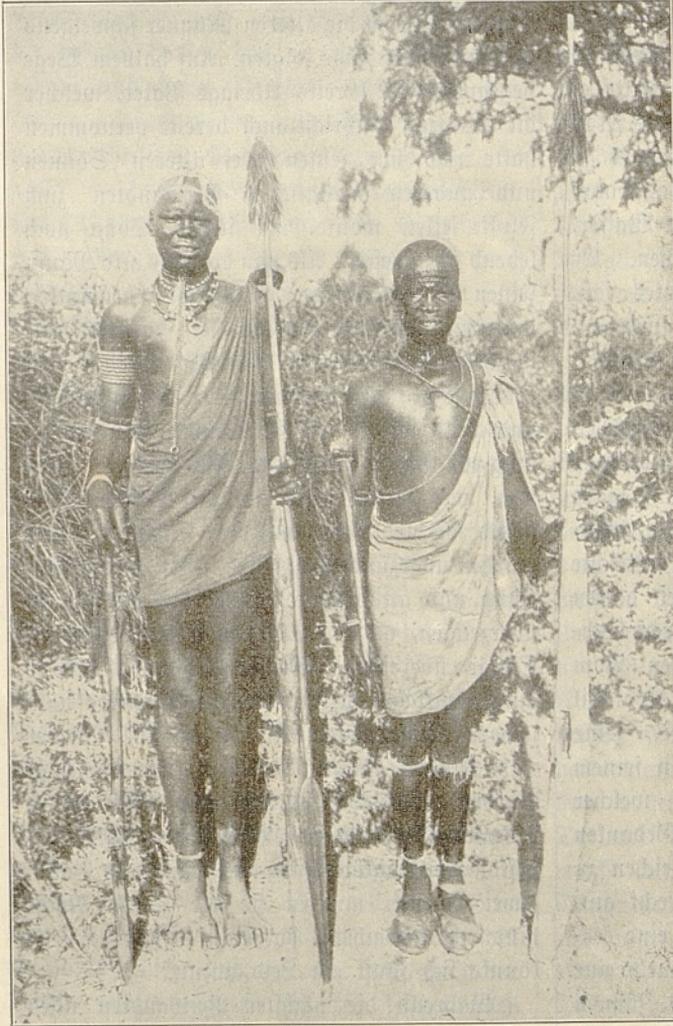
Am Ufer angelangt, brach unser guter Udcia, durch den großen Blutverlust geschwächt, vor Schmerz und Aufregung zusammen. Jetzt erst wurden seine beiden Freunde der drei tiefen Bißwunden gewahr, welche ihm das blutdürstige Krokodil am Schenkel beigebracht hatte. In aller Eile benachrichtigte einer der-

selben die Leute vom nächsten Dorfe. Rasch wurde etwas Ambaschholz herbeige Holt und Udcia, der bereits bewußtlos geworden war, so gut es eben ging, darauf gebettet. Sechs starke Jünglinge trugen ihn abwechselnd nach Hause, während die älteren Männer schweigend dem traurigen Zuge folgten. Auf halbem Wege begegneten sie bereits Udcia's Vater, welcher die traurige Nachricht auch bereits vernommen hatte und mit seinen drei älteren Söhnen und anderen männlichen Verwandten zum Flusse eilen wollte, um seinen Sohn noch lebend anzutreffen. Als nun der gute alte Mann seinen Sohn auf der Tragbahre bewußtlos daliegen sah, da drohte er zusammenzubrechen, doch mit der Versicherung, daß sein Sohn nicht tot, sondern nur bewußtlos sei und bald wieder zu sich kommen werde, gelang es, ihn zu beruhigen. Als man ins Dorf kam, war bereits alles auf den Beinen. Niemand dachte mehr an den Schlaf. Feuer wurden angezündet, um das Dorf zu erhellen. Jung und alt drängte sich heran, um sich zu überzeugen, ob er wirklich noch am Leben sei. Einige übereifrige Weiber begannen bereits die Totenklage anzustimmen, doch wurde bald wieder Ruhe hergestellt, indem die Weiber und Kinder einfach in ihre Hütten gejagt wurden. Udcia's Mutter war durch die so plötzliche Nachricht von dem ihrem Sohne zugestoßenen Unglücke ganz aus Rand und Band. Zwei Frauen mußten sie die ganze Nacht hindurch bewachen, da man befürchtete, sie könnte sich sonst ein Leid antun.

Während die nächsten Verwandten alles aufboten, um den Verwundeten wieder zum Bewußtsein zu bringen, berieten sich die älteren Männer, um das Dorffeuer sitzend und ihre Pfeifen schmauchend, was nun weiter zu tun sei, um Udcia vom Tode zu retten und den beleidigten Halbgott Nykang zu besänftigen. Stößt hierzulande jemandem ein Unglück zu oder wird er von einer Schlange gebissen, von einem Löwen, Leoparden oder Krokodil

angefallen und verwundet, so glauben die Schilluk, daß sei geschehen, weil die betreffende Person Nyfang beleidigt habe. Bei unserem Abciag nun stimmten alle darin überein, daß

sich endlich an ihm gerächt und das Krokodil geschickt. Um den beleidigten Nyfang vollständig zu besänftigen und Abciag vor dem sicheren Tode zu retten, müsse man un-



Attigo: Unsere letztgetauften Schillukburschen.
(Photographie von P. Bern. Zorn.)

er Nyfang schwer beleidigt hätte, da er mit uns weißen Männern befreundet sei, die Landesreligion nicht beachte und die Hezenmeister verachte, wie er sich auch öfters über dieselben lustig gemacht habe. Nyfang habe

bedingt, sobald als möglich, einen Hezenmeister rufen, damit er ein Schaf opfere. Der Beschluß wurde sofort ausgeführt und ein Jüngling beauftragt, den Hezenmeister unverzüglich zu rufen.

So verstrich die Nacht, der Morgen brach bereits an, als der Hezenmeister ins Dorf kam und die entfernteren Vorbereitungen zu seinem Hofuspokus machte. Durch das Blut des Schafes gedachte er den beleidigten König Nyfang zu besänftigen und mild zu stimmen.

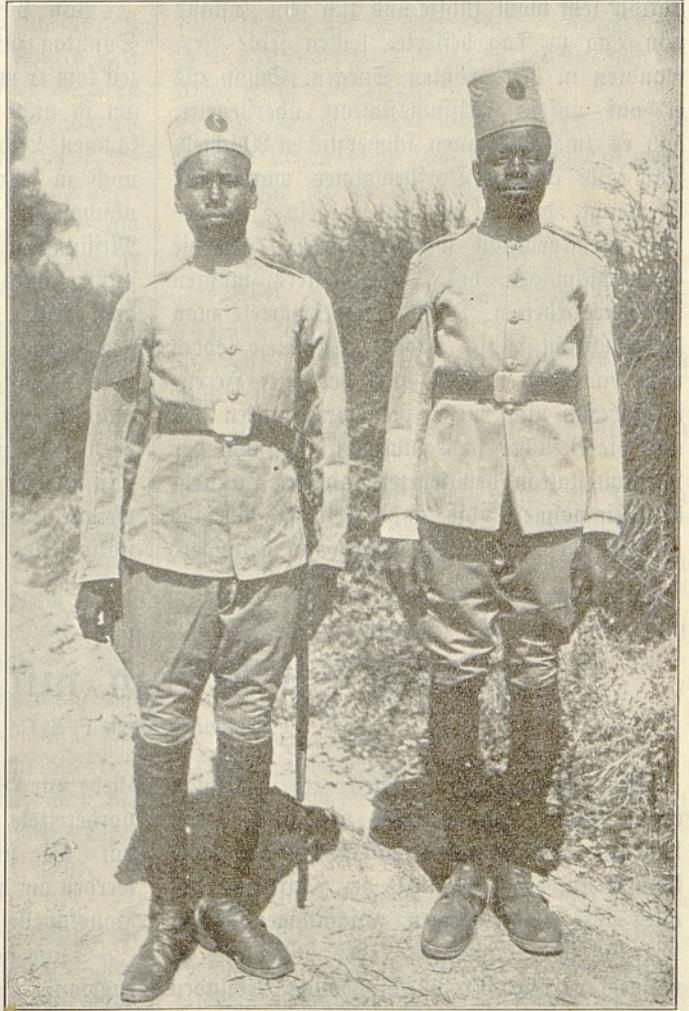
Abciag war schon längst wieder bei vollem Bewußtsein und sein Gewissen fing an ihn zu peinigen. Noch immer schwebte ihm der schreckliche Augenblick vor Augen, da ihn das Krokodil gepackt hatte und in die Tiefe hinunterzuziehen drohte; wie er dann das heilige Kreuzzeichen gemacht hatte und wie durch ein Wunder von einem sicheren und schrecklichen Tode gerettet wurde. Wo wäre jetzt sein Leib und erst seine unsterbliche Seele, wenn er nicht auf so wunderbare Weise gerettet worden wäre! Vor seinen Augen tat sich nun die Hölle auf, mit all ihren greulichen und unfäglichen Leiden, wie er es beim Katechismusunterricht ge-

hört und sich selbst mit seiner regen Phantasie ausgemalt hatte. Jetzt erst erkannte er so recht die große Güte und Erbarmung Gottes, welche ihn vor einem jähen und unvorhergesehenen Tode bewahrt hatte.

In diese heilsamen Gedanken war er versunken, als sein Vater in Begleitung des vor- genannten Hexenmeisters in die Hütte trat und ihm mitteilte, daß jetzt ein Schaf geopfert werde und er die damit verknüpften Zeremonien über sich ergehen lassen müsse. Doch da kam sein Vater böse an! Der Sohn teilte ihm kurz und bündig mit, daß er sich von keinem Hexenmeister mehr bearbeiten lasse und in die Darbringung des Opfers nicht einstimmen werde. Gott habe ihn am Leben erhalten und sichtbar aus dem Rachen des Krokodils gerettet. Nyfang sei ein Mensch gewesen wie jeder andere und seine Hexenmeister seien nur Lügner und Betrüger.

Alles Zureden und Bitten von Seite des Vaters half nichts: Abciag blieb diesmal standhaft und der über alle Maßen erzürnte Hexenmeister mußte unverrichteter Sache heimkehren. Ehe derselbe das Dorf verließ, verwünschte er noch Abciags Starrsinn und sagte seinen nahen Tod voraus. Diese Verwünschungen machten natürlich großen Eindruck auf die Leute, besonders auf die Frauen und älteren Männer. Allgemein war man nun überzeugt, daß Abciags letztes Stündlein bald schlagen werde, und gar manche fürchteten, daß die Rache und Blitze Nyfangs über das ganze Dorf hereinbrechen würden. Man bestürmte deshalb Abciag aufs neue, er möge doch das Opfer vollbringen lassen und sich vom sicheren Tode erretten. Wäre Abciag noch nicht volljährig gewesen, so hätte man nicht viel Federlesens mit ihm

gemacht, sondern ihn einfach mit Prügel u. dgl. gezwungen, sich vom Hexenmeister bearbeiten zu lassen, aber so war man ganz machtlos gegen ihn und mußte ihn gewähren lassen.



Zwei sudanesische Soldaten.
(Photographie von P. Bern. Zorn.)

Auch Abciag hatte bereits in aller Frühe einen seiner besten Freunde auf unsere Missionsstation geschickt und den dringenden Wunsch ausgesprochen, man möge ihn sobald wie möglich besuchen und seine Wunden verbinden, was auch gleich geschah. Nach einigen Tagen

wurde er dann seinem Verlangen gemäß auf unsere Missionsstation verbracht, wo ihn die Missionschwester bis zu seiner Wiederherstellung versorgten.

Während sich Udciaq auf unserer Missionsstation sehr wohl fühlte und sich sein Zustand von Tag zu Tag besserte, lebten seine Verwandten in den größten Sorgen. Schon als er auf unsere Missionsstation übersiedelte, gab es zu Hause einen schmerzlichen Abschied. Fast alle älteren Dorfbewohner waren fest überzeugt, daß er nur tot in sein Heimatdorf zurückgebracht werden würde; denn die Verwünschungen des Hexenmeisters mußten sich bewahrheiten. Jeden Tag erwartete man die Nachricht seines Todes. Als diese jedoch nicht eintreffen wollte, auch der gute Hexenmeister sich nicht mehr im Dorfe blicken ließ und die Besucher stets zuversichtlicher von der Missionsstation heimkehrten und den staunenden Einwohnern die nahe Heilung Udciaqs in Aussicht stellten, da verschwand besonders

bei der Jugend, seinen Altersgenossen, fast alle Furcht und manche derselben nannten den Priester Ntkangs ganz offen einen Lügner und Halsabschneider. Nach einem Monate kehrte Udciaq völlig geheilt in sein Dorf zurück.

Von dieser Zeit an kam er fast jeden Sonntag zur heiligen Messe. In der Regenzeit kam er meistens schon am Samstag abends, um ja nicht mehr die Sonntagsmesse zu versäumen. Leider waren damals seine Kameraden noch zu sehr von Menschenfurcht erfüllt und obgleich sie größtenteils sehr gut gegen uns Missionäre gesinnt waren, uns sehr oft besuchten und bei uns arbeiteten, so kam es doch selten vor, daß der eine oder andere von ihnen des Sonntags mit Udciaq zum Gottesdienste kam. Es ist ja bekannt, daß die Schilluk harte Köpfe haben; da braucht es eben Zeit und Geduld. Gott verläßt seine Missionäre gewiß nicht, wie es auch die weitere Geschichte unserer hiesigen Missionsstation klar dartun wird. (Fortsetzung folgt.)

Wieder ein Kampf mit der Hölle.

P. Bernard Zorn F. S. C.

Vor einigen Jahren schrieb ich in Assuan einen Artikel „Kampf mit der Hölle“. Es handelte sich damals um die Taufe eines kleinen Kindes. Der Fürst der Finsternis bot alles auf, diesem armen, unschuldigen Wesen den Zutritt zum ewigen Leben und Lichte zu verwehren. Nur Mut und Ausdauer, verbunden mit einer besonderen Gnade Gottes, können in solchen Fällen zum Siege führen.

Diesmal war es nicht ein Kind, sondern ein großer, stattlicher Jüngling, der Sohn eines Häuptlings, der nicht in Lebensgefahr schwebte, sondern in der Blüte seiner Jahre war, der nicht gezwungen oder etwa verleitet (wie mitunter Mohammedaner uns verleumden möchten), sondern ganz freiwillig, getrieben von der

Liebe zur Wahrheit, sich auf die heilige Taufe vorbereitete und inständig um diese Gnade bat. Sie sollte ihm denn auch bald zuteil werden am hohen Weihnachtsfest, in der trauten Hauskapelle zu Attigo.

Seine ganze Familie war uns von jeher zugetan. Der Umstand, daß vor ihm noch keiner die heilige Taufe verlangte, ist unschwer zu erklären. Wenn man den ersten alten Deutschen, der sich später bekehrte, gefragt hätte: „Warum willst du denn nicht Christ werden?“ was würde er wohl zur Antwort gegeben haben? „Aber diese ganzen Geschichten sind mir neu. Vorher hat man nie von so etwas gehört. Auch mein Vater, Groß- und Urgroßvater wußten nichts davon und sie haben

doch gegessen und getrunken, sind ebenso wie andere gestorben und niemand weiß, wo sie hingegangen. Ihr sprecht da von Sachen, die ihr selbst nicht gesehen, und wer bürgt mir dafür, daß ihr nicht andere Zwecke im Auge habt?“ Ganz genau so denkt und spricht fast jeder Neger. Und wenn sie nach langer Zeit endlich einmal unterrichtet und eines Besseren belehrt sind, hören dann solche Redensarten und Widersprüche auf? Mit nichten! Die betreffende Person schweigt vielleicht darüber, aber die Gedanken und Zweifel kehren als schwere Versuchungen wieder. Und kommen sie nicht oder doch nur selten von selbst, so werden sie um so häufiger von anderen wieder wachgerufen. Das ist Neid, Eifersucht, Haß und Rache gegen uns und den Betreffenden; kurz alles, was die Hölle aufzubieten vermag, wird getan.

Aber was werden meine Kameraden und die anderen Schüler dazu sagen? Wird man mich nicht auslachen oder gar verfolgen? Und wenn ich einst heiraten möchte, wird mir dann die christliche Religion kein Hindernis sein? Daß ich nur eine Frau nehmen darf, weiß ich schon lange und das wäre auch gar nicht schlimm; wenn ich mich aber in der Wahl irre, was dann? Ich bin noch jung und lebenslustig; wenn ich mich nochmals verirren, noch einmal sündigen sollte, wird der liebe Gott auch dann wieder verzeihen? Oder gibt es nach der Taufe kein Mittel mehr, um die Sünden loszuwerden?

Noch tausend ähnliche und unähnliche Schwierigkeiten kommen in den Weg. Man sieht, daß die Leute denken. Die lektangeführte Schwierigkeit ist bald beseitigt. Man erklärt das heilige Sakrament der Buße. Nur muß man vorsichtig sein, um es ihm langsam und in einer ihm faßlichen Weise heizubringen, sonst könnte mancher sich fürchten.

Schwieriger geht es mit den anderen Einwürfen. Da muß Liebe zu Gott und dem eigenen Seelenheile, da muß Hoffnung auf den Himmel und Furcht vor dem ewigen Feuer,

da muß beständiger Kampf gegen alle Menschenfurcht und besonders die Gnade Gottes zum Siege verhelfen. O wie fühlt man da die Wahrheit des Psalmenverses: „Nisi, dominus aedificaverit domum, in vanum laboraverunt, qui aedificant eam!“ „Wenn der Herr das Haus nicht baut, so mühen sich die Arbeiter vergebens ab!“

Weihnachten stand vor der Türe. Die Kämpfe ließen nicht nach. Der Geist ist zwar bereit, das Fleisch aber schwach.

„Sollen wir also warten?“

„Nein, mein lieber Vater!“

„Aber, wenn du glaubst, nicht stark genug zu sein?“

„Wird Gott und seine liebe Mutter Maria nicht helfen?“

„Und wirst du mir nicht auch beistehen mit Rat und Tat?“

„Wohl und ich zweifle nicht an deinem guten Willen; das ist ja die Hauptsache.“

„Gut, so werde ich morgen hierherkommen und du wirst mir das Wasser Gottes geben.“

Mit diesem Gedanken und in dieser frohen Hoffnung begaben wir uns zur Ruhe.

Stille Nacht, heilige Nacht,
Gottes Sohn, o wie lacht
Lieb' aus deinem göttlichen Mund,
Da nun schlägt die rettende Stund':
Christ in deiner Geburt,
Christ in deiner Geburt.

Um 4 Uhr begann ich meine drei heiligen Messen. Die erste für mich, für meine Eltern, Geschwister und Wohltäter; die beiden anderen besonders für meinen Schützling. Auf meine Messen folgten noch sechs andere; die letzte war gegen 8 Uhr, der auch viele Schilluk beiwohnten.

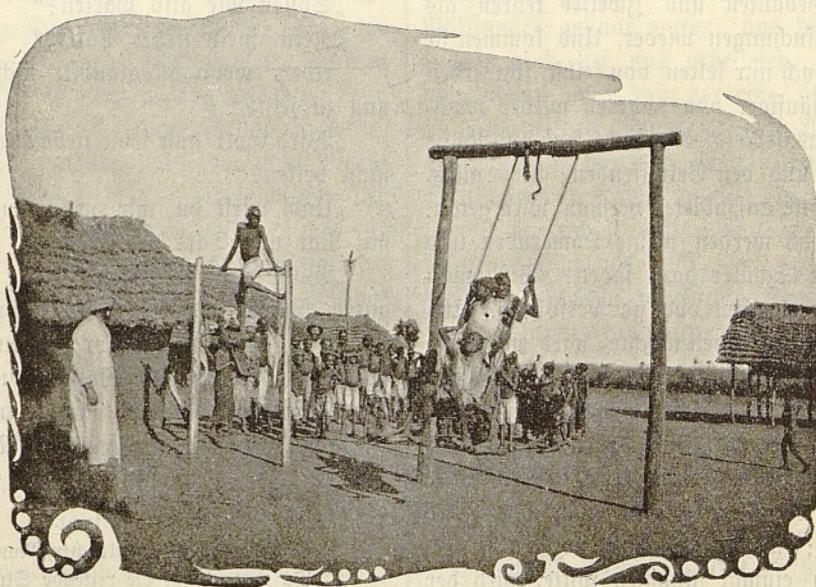
Da kniete er nun vor dem Altar. Welche Gefühle ihn beseelten, wie viele Gedanken ihm durch den Kopf gingen; keiner vermag es zu sagen und noch weniger zu beschreiben. Nur er allein. Wir alle beteten im stillen für ihn: „Gott stärke ihn in dieser Stunde!“

Da wir aus Vorsicht und Klugheit, um nicht vor der Zeit dem Teufel und dem Unglauben noch mehr Waffen in die Hand zu geben, einstweilen noch nicht an die breite Deffentlichkeit treten wollten, so warteten wir, bis alle Uneingeweihten sich entfernt hatten.

Nun war die Stunde gekommen. Lange hatte ich mich darnach geseht. Auch er, ja noch vielmehr. Und doch! Da stand er nun zitternd am ganzen Leibe; kaum konnte er eine Silbe hervorbringen. Hochwürden Pater

maledicte diabole, recognosce sententiam tuam, also, du verfluchter Teufel, erkenne, höre dein Urteil und gehe weg von diesem, den Gott sich auserwählt“, kamen mir die Tränen in die Augen. Wie erhaben ist doch unser heiliger Glaube!

Mit welcher Macht und Würde handelt doch unsere heilige katholische Kirche! Niemand, außer Gott und wer von ihm gesandt, kann mit Recht so sprechen. „... et hoc signum sanctae Crucis †, quod nos fronti



St. Josef in Gulu: Regerknaben beim Spiele.

Köhnen erschöpfte fast seine ganze Beredsamkeit, zeigte seine ganze, allgemein bekannte Liebenswürdigkeit und versicherte ihn seines vollen Schutzes zu jeder Zeit und bei jeder Gelegenheit. Fast schien der Himmel klarer zu werden, aber: „ya bake“ = ich fürchte mich noch!“ stotterte er, noch immer zitternd. Da muß der Satan sein mit seinem ganzen Anhang und wiederum beteten manche im stillen. Endlich gegen Mittag legte sich der Sturm. Die Zeremonien begannen.

Als ich zu den Worten gekommen: „Ergo,

eius damus tu, maledicte, diabole nunquam audeas violare!“ (Dieses Zeichen des heiligen Kreuzes, welches wir auf seine Stirne drücken, wage es nie, verfluchter Teufel, zu schänden!)

Wäre es nicht die heilige Kirche selbst, die dem Priester solche scharfe Worte in den Mund legt, wie könnte er es wagen, sie auszusprechen?

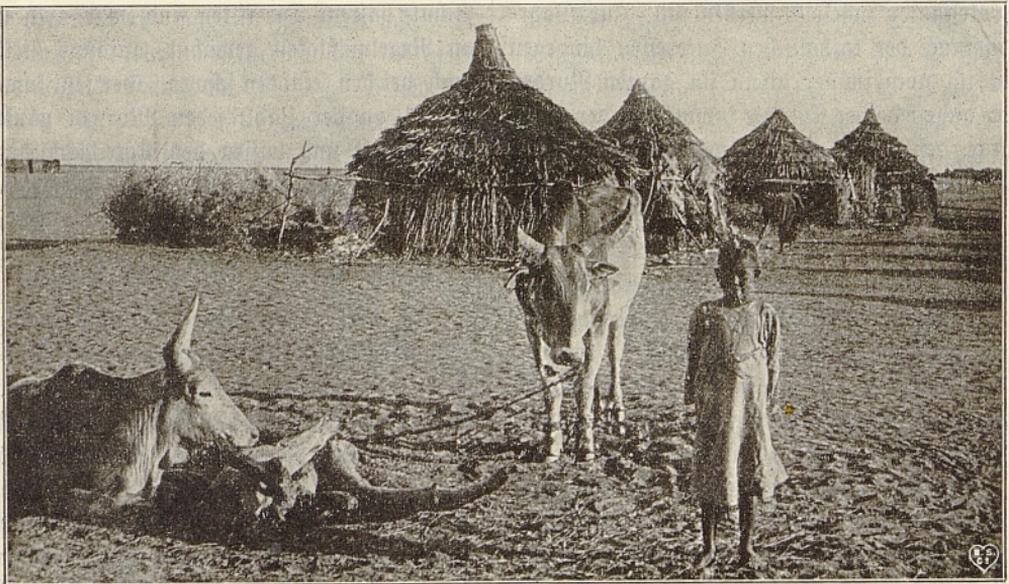
„Du begehrt also die heilige Taufe?“ fragte ich ihn nochmals. Auf seine feste und bejahende Antwort nahm ich das heilige Wasser und goß es über seine Stirne.

Rundschau in den Missionen.

Entwicklung und augenblicklicher Stand der Mission in Grootfontain (Deutsch-Südwest-Afrika).

Wie überall in dem angesiedelten Teile der deutschen Kolonie, hatte auch hier in Grootfontain die katholische Mission im Anfang mit den größten Vorurteilen bei den Schwarzen

Kinder, getauft worden; acht gehen bereits zu den heiligen Sakramenten und siebzehn weitere Christen sollen am diesjährigen Weihnachtsfeste das erstmal zum Tische des Herrn gehen. Wir alle, nicht am wenigsten ich selbst, wir freuen uns recht sehr auf den großen, gnadenreichen Tag, der von nicht geringer Bedeutung für die ganze Zukunft der hiesigen



Hütten der Eingeborenen bei Duen.

zu kämpfen. Unter den Hereros, die fast alle unter dem Einflusse der protestantischen Mission stehen, sind die Vorurteile bis heute noch nicht geschwunden. Es war somit von selbst gegeben, unsere Arbeit unter den Kaffern und Buschleuten zu beginnen, die dem Zuspruch des katholischen Glaubensboten geneigter und leichter zugänglich sind, wie es uns der Erfolg bestätigt. Seit Dezember 1909 haben sich mehr denn 300 Kaffern und Buschleute einschreiben lassen, so daß die Mission heute 359 Mitglieder zählt. Von diesen sind 119, meistens

Mission sein wird. Denn, von dem Eifer dieser Erstkommunikanten, von dem Geiste, der sie beseelt, hängt der Geist und Eifer der übrigen Neophyten und Katechumenen ab

Wie man aus diesen Angaben ersehen kann, ist der liebe Gott mit uns gewesen. Aber auch für die Zukunft bedürfen wir seiner Hilfe und seines starken Beistandes; denn noch eine wichtige, schwere Aufgabe ist der katholischen Missionsarbeit hier im Grootfontainer Bezirk gestellt. Es gilt, die nomadisierenden Buschleute, welche durch ihre Viehdiebstähle, Morde und Räubereien

ein bedeutendes Hindernis der Entwicklung und Kultivierung dieses Teiles der Kolonie bilden, seßhaft zu machen, zur Arbeit heranzubilden und sie zu guten Christen zu machen. Die Augen aller, der Regierung sowohl wie auch der Ansiedler, sind auf die Missionen gerichtet. Die protestantische Mission hat, zielbewußt, schon eine Katechistenschule in der Nähe von Grootfontain errichtet, zwei Farmen als Besitztum erworben und im Bezirke bereits vier weiße Missionäre angestellt, denen in Bälde noch ein besonderer Seelsorger für die weißen Protestanten zugesellt werden soll. Zur Wahrnehmung der katholischen Interessen hingegen bin ich noch immer allein im ganzen Norden der angesiedelten Kolonie sowohl mit der Seelsorge der weißen Katholiken wie auch mit der Missionierung der Eingebornen betraut. O daß die Vorsehung mir doch Hilfe senden möge! Schwer und kostspielig ist das Problem der Buschmannfrage, aber die katholische Mission wird sich die Anerkennung der Regierung und den größten Dank der Kolonisten erwirken und, was uns vor allem vor Augen schwebt, manche Seele wird dem guten Hirten und der himmlischen Königin gewonnen werden.

Um unser Ziel erreichen zu können, muß vor allem hier im Bezirke eine Katechistenschule gegründet werden. In Windhuk besteht zwar eine solche; sie kann aber für uns nicht in Frage kommen, da ein Buschmann sein Gebiet nicht verläßt und sich überdies unter den Gliedern der andern Stämme nicht heimisch fühlt, weil er von diesen verachtet und zurückgesetzt wird. Andererseits aber sind uns eingeborne Hilfskräfte unbedingt nötig, und zwar für die einzelnen Stämme am besten wieder Katechisten desselben Volksstammes. Ohne meinen Gehilfen Johannes wäre der Stand der hiesigen Mission noch derselbe wie vor zwei Jahren. Also eine Katechistenschule ist die erste Vorbedingung! Dann müssen wir Farmen erwerben, wo die alten Buschleute allmählich ansässig werden und uns ihre Kinder

zur Erziehung übergeben. Die Alten können eventuell ihrer gewohnten Lebensweise anfangs noch nachgehen, aber bei den Kindern muß die Erziehung zur Arbeit, zum geordneten christlichen Leben einsetzen. Ein weites, dankbares Feld für Missionsschwester, deren Unterstützung den Missionären der Präfektur noch sehr mangelt. Daß der angegebene Weg unzweifelhaft zum Ziele führen wird, das habe ich schon im kleinen erprobt, und zwar auf zwei Plätzen, die nicht zur Mission gehören, wo aber zwei Katechisten beständig sind und Schule halten. Die Alten sind zwar noch nicht an Regelmäßigkeit gewöhnt; anfangs hielt es auch bei den Kindern schwer, aber jetzt kommen sie, 21 an der Zahl, jeden Morgen pünktlich zur Schule und wissen den Katechismus zum Teil schon sehr gut. E. a. A.

Das Weib bei den Fangs.

In den französischen Kolonien ist die Sklaverei längst schon aufgehoben. Wohlgemerkt: das Gesetz wurde öffentlich verkündet und der Handel mit Schwarzen hatte aufgehört. — Der Negerhandel hätte aufgehört? Ja und nein. Gewiß, die Negerhändler, die Käufer des menschlichen Fleisches, sind beinahe verschwunden. Nicht doch, denn eine große Anzahl von Volksstämmen stützt ihre gesellschaftliche Einrichtung auf die Sklaverei der Frau und diese Sklaverei ist um so schwieriger auszurotten, als sie sozusagen rechtskräftig ist, in dem Sinne nämlich, daß sie von seiten der Behörden unter dem Vorwande, die Regierung solle die Ortsgebräuche bestehen lassen, geschützt wird.

So geht es bei den Fangs oder Bahouins zu. Der Fang war seinerzeit Menschenfresser und heute noch verschmäht er es nicht, ohne es jedoch eingestehen zu wollen, gelegentlich ein kleines Stückchen von seinem Nachbar zu essen, bloß nur darum, um den Geschmack an diesem ehemals volkstümlichen

Gerichte nicht zu verlieren. Soviel man weiß, war er aber nie Sklavenhändler. Er wird wohl töten, seinen Sohn, Bruder oder irgendeinen Verwandten, der ihn belästigt, vergiften, ihn aber nie unter seine Botmäßigkeit bringen, ihn nie zu seiner Sache, zu seinem Sklaven machen.

Länger aber als die Menschenfresserei, länger als die Streifzüge der Sklavensjäger währte leider der gerichtliche Verkauf der afrikanischen Frau und wird noch weiter bestehen. Im Lande Fang ist das Weib überhaupt nichts; sie muß erst das werden, was das Christentum aus ihr gemacht hat. Ein Dichter, Heinrich von Bernie, hat die gesellschaftliche Stellung des schwarzen Weibes in einigen Versen vortrefflich geschildert: „Das Weib ist ein gefallener Engel, zerfchlagen, den Flügel nachschleppend; als Mädchen kauft sie ein Gatte dem Vater ab, der sie verkauft; ist sie Witwe, so sagt der Sohn, der Bruder, oft selbst ein Fremder: ‚Das Gesetz gibt sie mir!‘ und sie muß ihm folgen, so zwar, daß sie bis zur Stunde, wo sie der Tod erlöst, nur das Glück hat, ihre zukünftigen Tyrannen in ihrem Schoße zu tragen.“

Zuweilen werden kleine, kaum zwei Jahre alte Mädchen im Lande Fang verkauft. Man sieht sogar Leute über Kinder feilschen, die noch nicht geboren sind. Sollte es ein Knabe sein, dann gibt's keinen Handel, ist es aber ein Mädchen, dann allerdings so und so viel! Das versprochene und verkaufte Mädchen begibt sich in die Wohnung ihres Bräutigams, wo es nach dem Sinne der Familie erzogen wird. Psychologisch genommen, gibt es nichts Merkwürdigeres, nach menschlichen Begriffen jedoch nichts Herzerreißenderes als das Schauspiel einer zum Kaufe dargebotenen Frau. Man bespricht geschäftsmäßig ihre Kraft, ihren Wuchs, man erörtert ihre Eigenschaften und ihre Fähigkeiten. Auf einen Pferdemarkt verfährt man auch nicht anders.

Beobachten wir einmal den Streit um den Preis. Der Vater, der so viel als mög-

lich herauszuschlagen möchte, preist in geschickter Weise alle Eigenschaften seiner Tochter an: Kraft der Glieder, Sauberkeit des Körpers, Freisein von Gebrechen und ihre Geschicklichkeit in der Kochkunst. Der Käufer, welcher der Meinung ist, daß man zu viel verlangt, hebt die Fehler hervor, die ihm in die Augen fallen. Darauf wird man nach langen Erörterungen nicht einig, wie es oft auf dem Markte zu geschehen pflegt; man trennt sich, kommt zurück, nimmt das Geschäft wieder auf, endlich einige Zugeständnisse von der einen und der anderen Seite und der Vertrag wird abgeschlossen. Und der Preis? Der ist bei den Fangs ein sehr hoher, etwa 800 Franken in unserem Gelde. In Ermangelung des Geldes zahlt man in Waren, Musketen, Fässern mit Pulver, Fleischtopfen, Risten, Tellern, selbst ein Regenschirm, zwei Zylinderhüte und ein alter Überrock haben schon als Bezahlung gedient. Und das Weib ist der Schande der Vielweiberei ausgeliefert und einer sehr harten Arbeit unterworfen. Der Mann ruht aus und befiehlt, sie ist seine Sklavin.

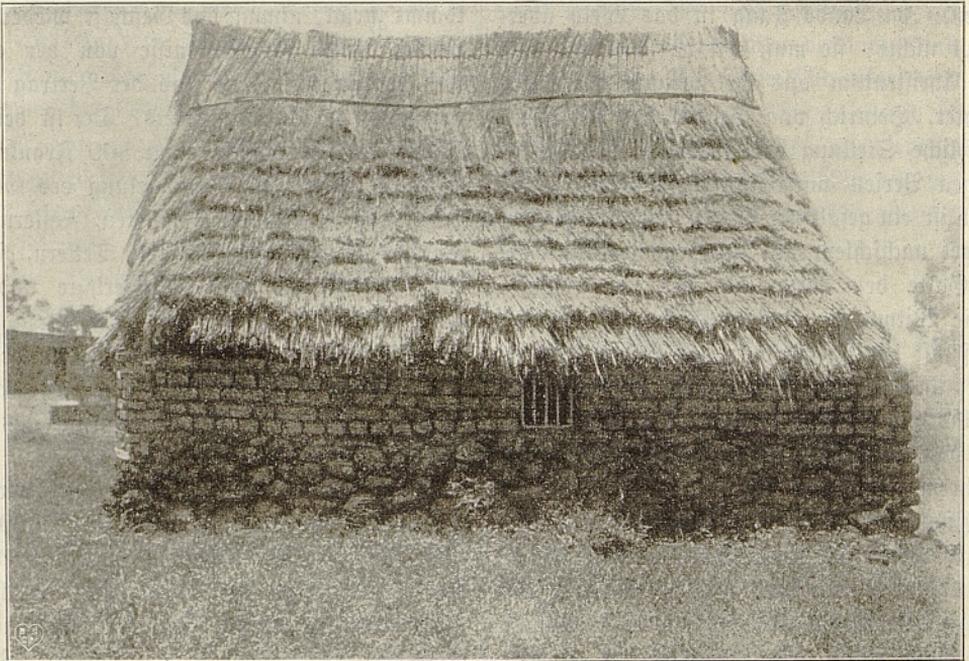
Jetzt sind es bald 30 Jahre, daß wir den Fangs das Evangelium predigen. 5000 bis 6000 Männer sind Christen, zwei Drittel davon heiratsfähig, aber kaum 300 sind christlich verbunden. Woran liegt das? An manchen Gründen, insbesondere an dem schlechten Willen der Eltern des jungen Mädchens, wie nicht minder der des jungen Mannes. Die Eltern des jungen Mädchens fühlen wohl, daß ihr Kind, wenn es einmal belehrt, getauft und „beim Missionär“ verehelicht wird, ihrem Einflusse und ihren Ansprüchen entriuenen muß. Sie werden nicht mehr auf das Kaufgeld in dem Maße, wie sie es möchten, Anspruch erheben können. Die Eltern des jungen Mannes sehen in der neuen Familie eine Macht, welche sich ihrer Macht gegenüberstellt; es ist dies die christliche Kraft gegen die heidnische Kraft.

Die katholische Ehe begründet erst das wahre Familienleben, das heißt Achtung und

Liebe zwischen Mann und Frau und gegenseitige Hilfe. Das aber ist nun der Untergang des Fetischdienstes, der heidnischen Religion und Sitte. Der Mann ist nicht mehr alleiniger Herr und Gebieter, die Frau ist mitberechtigt im Haushalte und das ist für das Hirn eines Jang zu viel. Das nie! Drohungen, Todesfurcht üben manchmal ihre Wirkung auf manche in ihrem Glauben wenig

bleiben oder endlich christlich heiraten, was jedoch die Eltern, da sie jede materielle Mit Hilfe verweigern, meistens unmöglich machen. Es bleibt wohl noch die Zuflucht zum „Water“. Der Missionär kann dem einen oder dem anderen helfen, aber nicht dort, wo es sich um zehn, um hundert handelt! —

An dem Tage, an dem man das schändliche Joch, welches das Weib herabwürdigt, wird



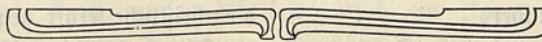
Unsere alte Schule in Wau.
(Photographie von P. Bern. Zorn.)

festen Christen aus und dann befolgen sie den Brauch des Dorfes.

Wir müssen gestehen, daß unsere jungen Leute sich vor eine recht harte Wahl gestellt sehen: entweder heidnisch heiraten und die christliche Religion aufgeben oder unverheiratet

zertrümmert haben, an diesem Tage — früher wohl nicht — wird das Gabungebiet gerettet sein. Das Werk, welches wir vollbringen wollen, ist erhaben und schwierig; wir werden es jedoch zu einem guten Ende führen.

„Echo aus Afrika.“



Die Schlafkrankheit.

Von Dr. H. Kraus.

Zu den unheimlichsten Krankheiten der Tropen gehört ohne Zweifel die Schlafkrankheit. Ganze Länderstrecken kann sie entvölkern und wo vordem frisches Leben pulsierte, da verbreitet sie die Ruhe des Grabes. Am schwersten ist von den deutschen Kolonien Ostafrika von ihr befallen, und zwar in seinem nordwestlichen Teile. Im Viktoriassee sind in wenig Jahren ganze Inseln ausgestorben und noch kann man ein Ende dieser Gefahr nicht mit Sicherheit absehen. Kein Wunder, daß das Deutsche Reich mit aller Macht gegen diese Krankheit anzukämpfen sucht und eine ganze Reihe von Ärzten und Sanitätsunteroffizieren dorthin gesandt hat, wo die Schlafkrankheit ihre Verheerungen anrichtet.

Ursprünglich war die Schlafkrankheit nicht in Ostafrika einheimisch. Auch das Wesen der Krankheit selbst hat man erst vor wenigen Jahren richtig erkannt. Die ersten Mitteilungen stammen aus Westindien. Dort beobachtete man bei den aus Afrika eingeführten Sklaven eine eigentümliche Krankheit: sie wurden schlaff und matt, magerten ab, wurden von Schlafsucht befallen und starben. Die in Westindien geborenen Neger litten nie an dieser Krankheit; die eingeführten Neger dagegen konnten noch sieben Jahre nach ihrer Ankunft in Westindien davon befallen werden. Man glaubte daher, die Neger seien heimwehkrank und stürben vor Sehnsucht nach ihrem Heimatlande Afrika. Später beobachtete man aber im Heimatlande der Neger, und zwar im Kongogebiete, die gleiche Krankheit. Hier trat sie noch häufiger auf als in Westindien und vernichtete ganze Volksstämme. Aus dem Kongogebiet drang die Krankheit mit dem Karawanenverkehr weiter nach Osten vor, wurde durch Soldaten an den Viktoriassee verschleppt und gelangte durch den Schiffsverkehr auf die Inseln des Viktoriassees sowie von dem Westufer des Tanganjikasees auf

dessen Ostufer. Leider ist die Schlafkrankheit auch im Süden unserer Kolonie Kamerun, namentlich in den neuerworbenen Kongogebieten, zu Hause.

Lange Zeit war das Wesen dieser Krankheit in ein geheimnisvolles Dunkel gehüllt. Zahlreiche Forscher bemühten sich, den Schleier zu lüften, aber lange vergebens. Da, im Jahre 1902, gelang es Castellani, in der Rückenmarkslüssigkeit der von der Schlafkrankheit befallenen Menschen kleine Lebewesen aufzufinden, die zu der Gattung der Trypanosomen gehörten. Und bald darauf konnte Bruce nachweisen, daß diese Trypanosomen von außen in den Körper des Menschen gelangen, und zwar durch den Stich einer blutsaugenden Mücke, der *Glossina palpalis*. Diese Mücke verbreitet die Krankheit dadurch, daß sie gelegentlich einen schlafkranken Menschen sticht, mit dessen Blute auch Trypanosomen in sich aufnimmt und diese Trypanosomen bei dem nächsten Stich auf einen gesunden Menschen überimpft. Dort vermehren sich die letzteren, dringen aus den Blutbahnen in die Gewebslüssigkeit, in die Drüsen und in das Gehirn ein, bis sie endlich nach verschieden langer Zeit, 1—7 Jahren, den Tod des Menschen verursachen.

Bei der körperlichen Untersuchung der Kranken findet man schon frühzeitig eine deutliche Schwellung der Nackendrüsen. Dies erste Zeichen der Krankheit war schon den afrikanischen Sklavenhändlern bekannt.

Der Kranke selbst fühlt sich zu Beginn der Krankheit müde, klagt über Kopfschmerz und Schwindel. Mit der Zeit wird er immer schwächer, kann kaum noch gehen und magert stark ab. Die Milz wird größer, das Herz schlägt sehr rasch, es besteht unregelmäßiges Fieber. Es können epilepsieartige Anfälle oder auch Zustände schwerer Benommenheit auftreten. Endlich setzt eine unbezwingbare Schlafsucht ein, die zum Tode führt.

Der Parasit ist ein Trypanosoma und

wird nach dem Gebiete, wo er zuerst aufgefunden wurde, *Trypanosoma gambiense* genannt. Dieses *Trypanosoma* besitzt einen fischförmigen Körper, es trägt auf dem Rücken eine feine Membran, die sich wellenförmig bewegt, und am Ende eine lange Geißel. Es sind das die Bewegungsorgane des Tierchens. Der Parasit hat eine Länge von 0.02 mm und eine Breite von 0.002 mm. Ganz ähnliche *Trypanosomen*, wie die Erzeuger der Schlafkrankheit, verursachen die Tsetse-Krankheit der Rinder und verschiedene andere Tierkrankheiten (Surra, Mal de Caderas, Dourine, Gall sickness).

Die *Glossina palpalis*, die durch ihren Stich die Schlafkrankheit auf den Menschen überträgt, hat die Größe unserer Stubenfliegen. Eine nahe Verwandte der *Glossina palpalis* überträgt die Tsetsekrankheit der Rinder; es ist das die *Glossina morsitans*. Für solche Kolonisten, die wissen möchten, welche Glossinenarten sich in ihrem Gebiete aufhalten und ob dieselben gefährlich sind, empfehlen wir, eine größere Anzahl der Tiere in Spiritus zu sammeln und an das in Ostafrika selbst befindliche biologische Institut zu Umani im Usambaragebirge einzusenden.

Die Bekämpfung der Schlafkrankheit wird in Ostafrika so gehandhabt, daß man den Glossinen die Lebensbedingungen zu rauben sucht. Zu diesem Zwecke werden längs der Flüsse und Seen, wo Menschen verkehren, breite Streifen Landes abgeholt; denn die Glossinen leben nur in Wäldern, die sich am Wasser hinziehen. Da die Glossinen ferner nicht nur von den Menschen Blut saugen, sondern auch von Krokodilen und Rieseneidechsen, so sucht man diese Tiere nach Möglichkeit auszurotten. Von den verseuchten Küstenbezirken und Flußufern sucht man die Eingeborenen wegzuholen und in gesunder, glossinenfreier Höhenlage anzusiedeln. Über die Krankheit selbst und deren Gefahren sind die Neger aufzuklären. In den gefährdeten

Bezirken werden schwarze Heilgehilfen angestellt, die alle mit Drüsenanschwellung behafteten Neger dem Arzte zuführen sollen. Dieser vereinigt alle Kranken in ein großes Sammelager, das in glossinenfreiem Gebiet angelegt ist. So erreicht man vorerst, daß die Glossinen sich nicht stets von neuem an schlafkranken Menschen infizieren und andere bisher gesunde Menschen anstecken können. Aber man sucht auch die bereits Erkrankten zu retten und bedient sich dazu eines Arsenikpräparats, des Atorpls. Durch diese Behandlungsweise ist es gelungen, von 100 Erkrankten etwa 80—90 am Leben zu erhalten, während früher alle Erkrankten starben. Die bisherigen Erfolge in der Bekämpfung der Schlafkrankheit verdanken wir vor allem den mühevollen Forschungen Robert Kochs. Er hat die für sein Alter beschwerliche Reise nicht gescheut, nicht die Gefahr der Ansteckung gefürchtet und in rastloser Arbeit ist es ihm auch gelungen, die Richtlinien festzulegen, auf denen eine erfolgreiche Bekämpfung der Seuche möglich ist.

Zurzeit arbeiten in den verseuchten Gebieten 11 Ärzte, 1 Schwester und 15 Sanitätsunteroffiziere. Möge das Deutsche Reich an solchen Männern und Frauen nie Mangel leiden; möge ihren Bestrebungen reicher Erfolg beschieden sein!

Das Leben in einem von Schlafkrankheit verseuchten Gebiet ist auch für Europäer, die alle erdenklichen Mittel zu ihrem Schutze zur Verfügung haben, immerhin noch gefährlich genug. In allen afrikanischen Kolonien, auch in den deutschen, sind schon eine Reihe von Weißen angesteckt worden und der fürchterlichen Krankheit zum Opfer gefallen. Das waren meist Leute, die mit der Bekämpfung der Schlafkrankheit nichts zu schaffen hatten, sondern sich den Todeskeim auf der Reise oder auf der Jagd holten. Um wieviel mehr sind Ärzte, Gehilfen oder Krankenschwestern gefährdet! (Auszug aus einem Artikel in „Kolonie und Heimat“.)

Unterhaltendes.

Die Schrecken der Sklaverei.

Erzählung von Dr. Hugo Mioni.

(Fortsetzung.)

Bei einbrechender Nacht finden wir Dongu vor seiner Hütte, umgeben von seinen Kriegeren, die er durch eine feurige Rede zur Tapferkeit anzuspornen sucht. Wie alle Neger, so war auch unser Dongu sehr beredt, wenn es sich um sein eigenes Interesse handelte; die Untertanen rühmten sich nicht wenig, einen so beredten Sultan zu haben. Doch nur selten erhob er sich, um seine Untertanen durch eine Ansprache zu beglücken; waren sie doch nicht würdig, ihn, den berühmten Fetisch, zu vernehmen. Er gab sich dazu nur her, wenn sein eigenstes Interesse im Spiele war; nie sprach er auch nur ein Wort zum Wohle seiner Untertanen.

Auch an diesem Abende hatte sich Dongu herabgelassen, sein Unternehmen durch eine begeisterte Rede zu fördern. Wie überzeugend seine Worte auch waren, so brachten sie doch nicht voll und ganz den ersehnten Erfolg hervor. Die Krieger waren eben von dem Mißlingen des Anschlages zu fest überzeugt. Zu dieser Ueberzeugung hatte sie Musenso gebracht, der sie den ganzen Tag hindurch bearbeitet hatte, indem er ihnen erzählte, wie die Weißen ob ihrer Feuerwaffen unbeflegbar seien. Nachdem Dongu geendet, war die Zuversicht zwar etwas gestiegen; die Krieger hofften auf den Sieg, jedoch würde er durch viel Blut erkaufte werden müssen. Dongu führte ungefähr folgendes aus:

„Dongu würdigt sich, euch anzureden, er möchte euch jenen Mut, jene Tapferkeit einflößen, die ihr schon besitzen solltet. Guer Sultan läßt sich herab, euch aufzumuntern. Ich bin ein Fetisch, meine Stimme ist also die Stimme eines Fetisch; meine Worte sind Worte eines Fetisch, ihr müßt mir alle gehorchen.“

Nachdem er sich noch des weiteren über seine Vorzüge ausgelassen hatte, fuhr er weiter:

„Meine Tapfern, es gibt auch weiße Menschen;

ihr habt heute Gelegenheit genug gehabt, deren zu sehen. Aus ihrer Hautfarbe schon könnt ihr schließen, wie sie beschaffen sein müssen: sie sind weiß und daher böse, wie ja auch der Teufel weiß ist; sie sind feige und nicht mutig wie wir; arm und nicht reich, wie sie vorgeben; sie sind bar jeglichen Rechtes; die Götter haben die Weißen nur geschaffen, damit sie für alle Zeiten die Sklaven der Schwarzen seien.

Ihr habt ja schon einen Beweis, wie schlecht jene Menschen sind. Ihr Anführer, der bald mein Sklave sein wird, hat es gewagt, den Thron einzunehmen, der für mich bestimmt war; er hat es gewagt, mit seinen weißen Sklaven die Hütte zu betreten, die nur für mich und für jene, welche ich ehren wollte, bestimmt war, und nicht einmal auf meinen Befehl wollte er sie verlassen. Gibt es ein größeres Verbrechen? Es ist also gerecht, daß jene Männer bestraft werden; es ist gerecht, daß ihnen die Freiheit entzogen wird, deren sie sich gegen alles Recht erfreuen; daß wir ihnen die Schätze wegnehmen, welche sie den Negern geraubt haben; daß sie endlich zu Sklaven gemacht werden, denn nur wider alles Recht und alle Gerechtigkeit haben sie sich diesem Joche entwunden.“

Dongu unterbrach seine Rede, da ein Neger den Hof betrat. Cabinga erkannte in ihm einen der ausgesandten Wachtposten und führte ihn zu Dongu.

„Was hast du mir zu melden?“ fragte dieser.

„Die Weißen haben die Feuer gelöscht und sich zur Ruhe begeben.“

„Haben sie Wachtposten aufgestellt?“

„Nein.“

„Sie halten sich für sicher“, wagte Cabinga einzuwerfen.

Dongu benutzte die Meldung des Wachtpostens, um die Seinigen noch mehr zu begeistern.

„Die große Schlange hat sie geblendet und in meine Hand gegeben. Sie schlafen, da sie glauben, nichts fürchten zu brauchen. Mögen sie nur schlafen; aber während sie schlafen, werden wir über sie herfallen, werden sie unverhofft angreifen, mit einem Regen von Pfeilen überschütten und mit unseren Lanzen aufspießen. Auch nicht ein einziger darf entkommen; wer nicht erliegt, muß zum Sklaven gemacht werden. Musenso, der Zauberer der großen Schlange, der mächtige Ngil, hat mir im Namen der Schlange den Sieg verheißen und der Ngil kann sich nicht irren.“

Dongu fuhr in diesem Sinne noch lange fort, besonders lange hielt er sich bei der Gewißheit des Sieges auf. Nach seinen Worten hätte man am Siege nicht einmal zweifeln dürfen. Auch die Krieger schienen nicht mehr zu zweifeln und wenn sie beim Gedanken an den Kampf zitterten, so war es nur, weil sie voraussahen, daß der Sieg ihnen teuer zu stehen kommen werde, daß viele von ihnen das Leben auf der Walfstatt lassen müßten.

Dongu kam sodann auf die Kampfesart zu sprechen. Er empfahl seinen Leuten, besonders beim Heranschleichen zum feindlichen Lager vorsichtig zu sein und dabei jedes Geräusch zu vermeiden, um nicht entdeckt zu werden; sie sollten nicht so sehr darnach trachten, den Feind zu töten, als ihn zu verwunden.

„Der verwundete Feind ist ebenogut unschädlich wie der getötete, während man aber von dem getöteten keinen Nutzen mehr hat, so können wir hingegen den Verwundeten pflegen, ihm das Leben retten und ihn zum Sklaven machen. Und wie der böse Geist ein Sklave des guten ist, so will auch ich viele weiße Sklaven besitzen, die mir für alle Zeiten dienen sollen!“

Wieder betrat eine Wache den Hof.

„Was hast du mir Gutes zu melden?“

„Sie schlafen.“

„Alle?“

„Ja alle.“

„Rehre auf deinen Posten zurück!“

Die Wache entfernte sich.

Dongu beendete jetzt seine Rede und teilte die Krieger in zwei Gruppen; die eine Gruppe sollte Cabinga anführen, an die Spitze der

anderen wollte er sich selbst stellen. Cabinga brach mit den Seinigen gleich auf und begab sich in einem großen Bogen zum Walde des Ngil, um sich von dort dem Lager der Sklavenhändler zu nähern; auf diese Weise sollte die Flucht des Feindes verhindert werden. Die zweite Gruppe sollte unter Dongus Führung in einer halben Stunde ausbrechen und sich direkt zum feindlichen Lager begeben, das so zwischen zwei Feuer genommen würde. Von vorne und vom Rücken angegriffen, müßten sich die Weißen entweder ergeben oder bis auf den letzten Mann erliegen.

Die erste Gruppe entfernte sich. Dongu wartete mit den übrigen eine geraume Zeit im Hofe und sagte dann endlich:

„Jetzt ist es an uns. Zeiget euch tapfer! Betraget euch so, daß sich euer Sultan eurer nicht zu schämen braucht; denn wisset, wie Dongu die Tüchtigen belohnen wird, so wird er auch mit den Feiglingen keine Nachsicht üben. Wer sein eigenes Leben liebt, möge sich tapfer zeigen, denn die Feiglinge verurteile ich jetzt schon zum Tode!“

Diese Drohung blieb nicht ohne Einfluß auf die Gemüter der Krieger. Zeigten sie sich feige, so waren sie des Todes gewiß, es war daher besser, tapfer zu kämpfen; und wenn sie auch durch Feindeshand hätten sterben müssen, so war es doch besser, auf der Walfstatt zu erliegen.

Die Scharen bewegten sich mit großer Vorsicht zum feindlichen Lager hin, indem sie alle jene Wege vermieden, auf denen sie mit ihren noch wachenden Frauen und Kindern zusammen treffen konnten.

Das Lager war ungefähr zwei Kilometer von der Hütte des Sultans entfernt; die Neger brauchten jedoch mehr als eine Stunde, um diese kurze Strecke zu durchmessen, so langsam und vorsichtig bewegten sie sich weiter, um ja nicht entdeckt zu werden.

„Ist das feindliche Lager noch sehr weit entfernt?“ fragte Dongu endlich einen Neger, der an seiner Seite ging.

„Nur noch einige Schritte“, war die Antwort.

Nach einigen weiteren Schritten zeigte der Neger seinem Sultan eine dunkle Gruppe, die sich gegen den Himmel abhob.

„Das feindliche Lager“, sagte er zugleich mit unterdrückter Stimme.

Im gleichen Augenblicke durchzuckten viele kurze Blitze die finstere Nacht und das Geknatter zahlreicher Schüsse vernahm man aus nächster Nähe. Mit dem Geknatter vereinigte sich das Geschrei der Neger, in deren Reihen die feindlichen Kugeln furchtbares Verderben trugen. Vom Dorfe her stiegen zu gleicher Zeit große Feuer Säulen gegen den nächtlichen Himmel, die den ganzen Kampfplatz mit einem roten unheimlichen Scheine erhellten. Hier wütete der verzweifelte Kampf zwischen den Arabern und den Negern, jedoch ein sehr ungleicher Kampf, da die Araber, mit Feuerwaffen ausgerüstet, die Gegner reihenweise niedermähten.

Wie waren aber die Araber zur Kenntniß des Planes des Sultans gelangt?

Entrüstet ob der Zurückweisung vonseiten des Sultans, hatte ihm Harun Rache geschworen. Bis zu jenem Augenblicke war er noch unschlüssig, ob er in friedliche Verhandlungen mit Dongu treten und um billigen Preis die Sklaven von ihm erlösen sollte oder ob es besser sei, ihn zu überfallen. An seinem Siege zweifelte er keinen Augenblick, er wußte aber auch, daß bei einem Kampfe die besten und kräftigsten Neger fallen würden. An das Mboti gemachte Versprechen dachte er nicht mehr; was war ihm an der Rache des Zauberers gelegen! Mboti war ein Neger und die Versprechen, die man einem solchen macht, haben in den Augen eines Arabers keine verpflichtende Geltung.

Die Weigerung des Sultans jedoch hatte ihn aufs höchste erzürnt. Er entschied sich also, dem übermütigen Sultan einen gewaltigen Denktettel zu verabreichen, und als er dann noch erfuhr, daß Dongu ihn selbst in dieser Nacht angreifen wolle, traf er gleich die nötigen Vorbereitungen, um denselben gebührend zu empfangen.

Schon beizeiten gab Harun den Befehl, die Wachtfeuer ausgehen zu lassen und sich scheinbar zur Ruhe zu begeben; die von Dongu ausgesandten Wachtposten ließen sich täuschen. Nachdem sich der zweite Wachtposten entfernt hatte, um Dongu Bericht zu erstatten, wurden seine Genossen gefangen genommen. Aus ihrem Munde erfuhr Harun den genauen Angriffsplan des Sultans. Es war ein leichtes, die Neger zum

Neden zu bringen; schon nach dem fünften Peitschenhiebe löste sich ihre Zunge.

Harun sandte jetzt fünf Araber in Begleitung von ebensovvielen Negern zum Dorfe, um dasselbe in Brand zu stecken; er selber aber erwartete mit den übrigen den Feind.

Als berühmter Sklavenjäger wußte Harun ganz genau, daß sein Glück stets von der Güte seiner Waffen abhinge, er hatte sich also mit vortrefflichen versorgt; auch seine Mannschaft war auserlesen: die Araber, die unter ihm standen, waren kühn und grausam. Neben den zwanzig Stammesgenossen verfügte er noch über eine doppelte Anzahl von Negern, es waren Mohammedaner und einstige Sklaven, welche durch die Gesetze gegen die Sklaverei ihre Freiheit wiedererlangt hatten. In der langen Sklaverei hatten sie sich alle Untugenden ihrer einstigen Herren angeeignet; als Mohammedaner hielten sie sich für hochherab über ihre heidnischen Landsleute und hießen die Sklaverei für gut. Begierig nach einem freien Leben, das ihnen zugleich noch eine schöne Entlohnung in Aussicht stellte, hatten sie sich von Harun als Sklavenjäger anwerben lassen. Mit ihrer Grausamkeit und ihrer Eigenschaft als gute Schützen waren sie dessen unbezahlbare Gehilfen geworden; die Entlohnung, welche Harun ihnen verabreichte, war natürlich im Vergleich zu dem großen Nutzen, den sie ihm brachten, sehr gering.

Harun konnte also mit den ihm noch verbleibenden fünfzig Mann dem Angriffe des Sultans ruhig entgegensehen. Auch die zehn Mann, welche er ins Dorf geschickt hatte, um dasselbe in Brand zu stecken, waren hinreichend. Und er hatte sich nicht getäuscht; denn nach einem kurzen blutigen Kampfe wandten sich die Krieger des Sultans erschreckt dem Dorfe zu, aus dem die Flammen zum nächtlichen Himmel emporloderten. Die Feinde folgten ihnen auf dem Fuße und schlugen alle, die sich zur Wehr setzen wollten, mit dem Gewehrkolben nieder, die übrigen wurden gefangen genommen und mit Ketten beladen.

Die verzweifelte Flucht, beleuchtet von den roten Flammen des brennenden Dorfes, hatte etwas Furchtbares an sich. Die verfolgten Neger sowie die Sklavenhändler heulten und

fluchten. Mit dem Wutgeschrei der Fliehenden vereinten sich die Wehklagen der Schwerverwundeten, die in ihrem Schmerze zusammengebrochen waren, das Kreischen der Frauen und Kinder, die Hilferufe der Alten und Kranken, welche die brennenden Hütten nicht verlassen konnten und sich in folgedessen dem furchtbarsten Tode preisgegeben sahen, dem Tode in den Flammen.

Die Szene wurde noch schrecklicher, als die Mannen des Sultans zugleich mit ihren Verfolgern das Dorf erreichten. Frauen und Kinder liefen erschreckt ihren Vätern und Männern entgegen, um bei ihnen Hilfe zu suchen, die ihnen jedoch nicht zuteil werden konnte, da ein jeder zuerst für seine eigene Sicherheit sorgte. Jetzt stürzten sich die Araber auf die hilflosen Frauen und Kinder, die scharenweise gefangen genommen wurden.

Die Neger schienen den Kopf verloren zu haben. Sie dachten nicht einmal an eine Verteidigung; mit ihrer großen Zahl hätten sie in dieser allgemeinen Verwirrung sicherlich etwas erreicht, falls sie sich vereinigt hätten. Nur wenige dachten an die Flucht, die leicht hätte ausgeführt werden können. Die Niederlage hatte sie ganz verwirrt, so daß sie sich ohne jeglichen Widerstand in Fesseln legen ließen.

9. Kapitel.

Gerechte Entgeltung.

Die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne beleuchteten ein schreckenerregendes Bild. Das bisher so blühende Dorf war in einen Trümmerhaufen verwandelt worden, von dem noch allenthalben Rauchwolken zum wolkenlosen Himmel emporstiegen, zwischen den glimmenden Haufen sah man zahlreiche halbverkohlte Leichname, die Ueberreste jener unglücklichen Opfer, die nicht fliehen konnten und so ihren Tod in den Flammen fanden. Nicht weit vom Dorfe entfernt lagen mit schweren Fesseln beladen dessen unglückliche Bewohner; es waren ihrer mehr denn vierhundert: Männer, Frauen und Kinder. Schon in der ersten Nacht ihrer Sklaverei hatten sie mit der Peitsche Bekanntschaft gemacht, wie die vielen Striemen zeigten. Die Unglücklichen hatten sich beklagt, hatten um ihre

Freiheit gefleht; der grausame Sklavenhändler hatte sie aber mit der Peitsche zum Schweigen gebracht, da er der Ruhe genießen wollte. Diejenigen von ihnen, welche bisher frei gewesen waren, vermochten trotz der Mattigkeit kein Auge zu schließen; der Gedanke an die Sklaverei quälte sie, aus Furcht vor der Peitsche wagten sie jedoch nicht mehr, sich zu beklagen.

Jene hingegen, die auch bisher Sklaven waren, blickten mit blöder Gleichgültigkeit in die Zukunft, die für sie nicht so schrecklich schien wie für ihre früheren Herren, handelte es sich für sie doch nur darum, den Herrn gewechselt zu haben. Sodann fanden sie Freude daran, zu sehen, wie ihre Herren jetzt gleichfalls Sklaven geworden waren, wie jene, welche sie bisher mißhandelt hatten, jetzt gepeitscht wurden und sich allen Leiden der Sklaverei unterziehen mußten.

Etwas entfernt von den Sklaven befanden sich die Jäger. Alle waren in tiefen Schlaf versunken. Das furchtbare Unglück, das sie über ein friedliches Dorf gebracht hatten, beunruhigte sie nicht im mindesten, die Gewohnheit hatte sie ganz unempfindlich gemacht; sie konnten sich daher auch nach dem größten Verbrechen ruhig dem Schlafe hingeben.

Von ihrem Standpunkte aus konnten sie mit dem Vorgefallenen vollkommen zufrieden sein. Sie hatten einen guten Fang gemacht: mehr als vierhundert auserlesene Sklaven, ohne auch nur einen Heller auszugeben; die Hälfte derselben würde sicherlich den Marktplatz erreichen, wo sie dann um teuern Preis verkauft werden konnten, und das war alles Reingewinn. Sodann hatten sie auch keine großen Verluste zu beklagen: nur drei Tote und zwei Verwundete.

Unter den Toten befanden sich zwei Neger und ein Araber; niemand beweinte sie. Die Genossen freuten sich eher noch über deren Tod, da der Beuteanteil für den einzelnen um so größer ausfiel, je weniger ihrer waren, die sich in dieselbe teilten.

Während die Sklavenjäger so die Ruhe genossen, entfernte sich ein Neger von ihrer Gruppe und begab sich zu den Gefangenen. Diese bemerkten ihn sogleich und wie auf ein

Kommando kam es über aller Lippen: „Mboti!“ In aller Herzen erwachte beim Aussprechen dieses Namens die Hoffnung, daß die Stunde ihrer Befreiung geschlagen habe. Sie hofften zuversichtlich, daß er ihnen zu Hilfe kommen werde, daß er den tiefen Schlaf der Sklavensjäger berühren werde, seinen Stammesgenossen die Freiheit zu verschaffen.

„Mboti!“ wiederholen sie immer wieder von neuem und strecken ihm ihre gebundenen Hände entgegen. „Mboti, befreie uns von unseren Fesseln, rette uns von der Sklaverei!“

Mboti aber kümmerte sich nicht um jene flehentlichen Rufe; er hat kein Wort des Trostes für seine unglücklichen Genossen, kein Verständnis für ihre Schmerzen, kein Mitleid mit ihren Leiden; mit Verachtung blickt er auf sie und geht seines Weges. Von einer Gruppe begibt er sich zur anderen und sucht nur nach einer Person, von der er hofft, daß sie noch lebe und sich unter den Gefangenen befinde.

Mit Schrecken nehmen die Gefangenen wahr, daß er sich nicht um sie kümmere.

„Mboti! Mboti!“ rufen sie immer wieder von neuem und fügen dann hinzu, was nach ihrer Ansicht am ehesten in stande ist, sein Herz zu rühren. Der eine erinnert ihn an die Bande der Blutsverwandtschaft, die sie verbinde; ein anderer an die langjährige Freundschaft, ein dritter erinnert ihn an die Verehrung, die er stets gegen die hl. Schlange an den Tag gelegt habe, und ruft ihm die vielen Geschenke, die er der hl. Schlange und dem Ngil gebracht habe, ins Gedächtnis. Jedoch alles vergebens!

Mboti ist taub für jene Bitten, er scheint jenes Flehen nicht zu vernehmen; nichts vermag ihn zu rühren. Er geht ruhig seine Wege. Er ist ein Mohammedaner, ein freier Mann; diese Unglücklichen hingegen sind Sklaven, seine Sklaven, und er braucht sich nicht um sie kümmern.

Endlich blizt sein Auge auf. Das, was er suchte, hat er entdeckt; nicht zwei Schritte vor ihm lag in seinem Blute und mit Fesseln beladen Dongu, der Sultan.

Mboti tritt zu dem Unglücklichen heran und stellt sich vor ihm auf; grinsend betrachtet er den Unglücklichen und ergötzt sich an dem An-

blicke. Es freut ihn ungemein, seinen Sultan als Sklaven zu sehen.

„Kennst du mich noch, Dongu?“ fragt er den Unglücklichen.

„Befreie mich von den Fesseln!“ fleht ihn dieser an.

Mboti lächelt verächtlich.

„Löse meine Bande! Ich werde dich reich und mächtig machen. Sklaven und Viehherden sollst du haben; du sollst der Erste in meinem Reiche sein!“

„Behalte deine Versprechen für dich, du wirst sie doch nicht mehr einlösen können“, entgegnete Mboti höhrend.

„Ich befehle dir, meine Fesseln zu lösen!“ bestand jetzt der Sultan, der für einen Augenblick vergessen hatte, daß er ein ohnmächtiger Sklave sei.

„Du elender Sklave hast keine Befehle mehr zu erteilen!“ entgegnete Mboti mit vernichtendem Hohne.

„Befreie mich! Ich bitte dich flehentlich.“

„Befreie dich nur selbst; du bist ja ein Fetisch! Zerprenge deine Ketten; befehle deinen Leuten, sich zu erheben und sich auf die Feinde zu stürzen, um sie zu vernichten,“ fuhr Mboti in seinem Hohne fort.

Der Sultan machte eine Bewegung, als wollte er seinem Born freien Lauf lassen; doch da erinnert er sich, daß er ein Sklave sei, daß er mit seinem Borne nichts erreichen würde; wollte er zu seinem Ziele gelangen, so mußte er sich verdemüßigen und sich aufs Bitten verlegen. Obwohl es ihm, dem Sultan, der bisher nur zu befehlen pflegte, überaus schwer ankam, so mußte er sich jetzt doch herbeilassen und sich vor seinem einstigen Zauberer erniedrigen. Er tut es, in seinem Herzen schwört er jedoch dem Zauberer schreckliche Rache.

„Ich bitte dich im Namen dessen, was dir das Liebste ist, befreie mich!“

Mboti frohlockt, da er den Sultan vor sich im Staube liegen sieht.

„Ja, das wollte ich von dir! Du solltest vor mir im Staube liegen und mich um Gnade anflehen!“ rief er aus. „Flehe nur um Gnade, um die Freiheit; du sollst sie aber nie erhalten, für alle Zeiten wirst du mein Sklave verbleiben.“

Da Dongu bei diesen Worten erstaunt aufblickte, fuhr Mboti fort: „Weißt du noch nicht, daß du deine Niederlage mir zu verdanken hast? Du hast dich geweigert, dem schlechten Einflusse, den deine Mutter im Dorfe ausübte, entgegenzutreten, du wolltest der Schlange das Opfer entreißen, hast das Heiligtum des Ngil entweiht und wolltest mich töten. Ich habe dir daher Rache geschworen! Ich habe die Weißen gerufen und sie gegen dich aufgereizt; ich habe sie überredet, dich zum Sklaven zu machen, ich habe sie in dein Dorf geführt. Die Einäscherung von Zabanda und die Gefangennahme deiner Untergebenen hast du mir zu verdanken; mir verdankst du die Sklaverei, mir und deinem Ngil Musenso, der mich getreulich unterstützte. Bedanke dich also bei mir für alles, das dir zugestoßen ist, und tröste dich mit dem, was deiner noch wartet. Du, der Sultan, wirst mein Sklave sein und ich werde grausam sein gegen dich, meine Grausamkeit wird noch größer sein als die deinige; alle Leiden und Schmerzen, die du deinen Sklaven zugefügt hast,

wirst auch du in noch erhöhtem Maße zu verkosten bekommen. Wenn du dich dann zu meinen Füßen krümmst und als größte Wohlthat dir den Tod erfleht, dann werde ich dir, so wie jetzt, ins Antlitz spucken, werde dich mit den Füßen beiseite stoßen und dir zurufen: Leide nur noch weiter! Du hast nie auf meine Bitten gehört, wie willst du, daß ich jetzt die deinigen erhöere? Nie und nimmer soll das geschehen“, rief Mboti in seinem Zorne, indem er dem Sultan ins Antlitz spuckte und ihn mit Füßen trat.

„Verruchter!“ schrie Dongu, „wagst du es, deinen Sultan so zu behandeln!“

„Meinen Sultan? Nicht mein Sultan, sondern mein Sklave bist du!“

„Wäre ich doch nur frei!“

„Zum Glücke bist du es nicht!“

„Ich werde es bald sein; dann sollst du vor meiner Rache zittern!“

„Habe Achtung vor deinem Herrn, Sklave, wenn du keine Lust hast, mit der Peitsche nähere Bekanntschaft zu machen“, schrie Mboti und entfernte sich.

(Fortsetzung folgt.)

Verschiedenes.

Elus Ikbartoum.

Am 26. Jänner 1912 wurde die englische Kathedrale durch den anglikanischen Bischof von London eingeweiht. Dem Berichte, welchen bei dieser Gelegenheit der General-Gouverneur Sir Wingate Pascha erstattete, entnehmen wir folgende Daten, die sich auf den Kostenpunkt beziehen; vielleicht dürften sie auch für manchen unserer Leser gerade jetzt von besonderem Interesse sein, da wir uns ja auch beim Kirchenbau befinden. Wenn auch unser Bau bei weitem nicht so viel verschlingen dürfte, da wir uns in weit bescheideneren Grenzen halten müssen, so wird es aber auch da nicht ohne eine ansehnliche Summe abgehen, ist doch das Bauen überhaupt in diesen Gegenden sehr kostspielig.

Im Jahre 1900 wurde der Bau der protestantischen Kathedrale geplant und mit Lady Wingate an der Spitze ein Komitee zur Aufbringung der nötigen Mittel gebildet. Zu Beginn

1904 hatte man ungefähr 2000 Pfund Sterling (Kr. 48.160) gesammelt. Anfang 1907 war diese Summe auf 6000 Pf. St. (Kr. 144.480) gestiegen. In diesem Jahre wurde auch mit dem Bau begonnen, da man der Ansicht war, daß die doppelte Summe zur Ausführung des ganzen Baues hinreichen würde und die nötigen Schritte getan waren, um den fehlenden Betrag in England zusammenzubringen. Bald kam man jedoch zur Einsicht, daß die vorher veranschlagte Summe bei weitem nicht ausreichen würde. 1910 wurden die Kosten folgendermaßen veranschlagt: Die Kathedrale ohne Turm ungefähr 23.000 Pf. St. (Kr. 553.840). Der Turm ungefähr 1000 Pf. St. (Kr. 24.080). Für die Installation des elektrischen Lichtes und andere Kleinigkeiten ungefähr 3000 Pf. St. (Kr. 72.240). Also zusammen ungefähr 28.000 Pf. St. (Kr. 674.240). Von dieser Summe hatte man bis Ende 1909 etwas über 17.000 Pf. St. (Kr. 409.360), es fehlten also noch gegen 11.000 Pf. St. (Kr. 264.880). Auch

diesen letzten Betrag brachten die Engländer bald zusammen. Beispielsweise wurden in den letzten drei Monaten November, Dezember 1911 und bis zum Tage der Einweihung (26. Jan. 1912) nicht weniger als 5941 Pfd. St. (Kr. 143.059) gesammelt, davon 2402 Pfund St. bei den im Sudan lebenden Engländern.

Höchst interessant ist auch zu sehen, wieviel in den einzelnen Jahren gesammelt wurde:

	Pfd. St.	Schilling	Pence	ungefähr Kr.
1900:	40	62	06	966
1901:	212	10	03	5.116
1902:	661	16	08	15.940
1903:	932	04	03	22.446
1904:	997	06	—	24.013
1905:	440	14	09	10.616
1906:	2.342	11	10	56.408
1907:	2.100	15	05	50.585
1908:	2.223	10	10	53.546
1909:	6.874	11	03	165.538
1910:	6.469	11	05	155.788
1911:	7.333	08	10	176.590
bis 26. Jänner				
1912:	1.097	02	07	26.417
Außerdem sind noch gezeichnet:	1.050	—	—	25.284

Zusammen: 32.776 06 10 789.253

Von diesen Summen wurden gesammelt in England 18.246 Pfd. St. 10 Sh. 09 Pence, im Sudan durch die Mitglieder der englischen Gemeinde 7153 Pfd. St. 18 Sh. 10 Pence, die übrigen 6325 Pfd. St. 17 Sh. 01 Pence wurden hier in Khartoum durch Touristen, welche den Sudan besuchten, gespendet.

Obige trockene Zahlen zeigen, mit welchem Eifer die englischen Protestanten für ihre Sache hier im Sudan eintraten, nicht nur im Mutterlande, sondern auch hier im Sudan selbst, da sie trotz ihrer kleinen Zahl die ansehnliche Summe von Kr. 172.264 aufgebracht haben. Wir können natürlich nicht oder fast nicht auf die Unterstützung der im Sudan lebenden Katholiken rechnen, sind also ganz auf die Unterstützung von auswärts angewiesen. Vielleicht sind obige Zeilen geeignet, eine gute Seele, die es vermag, zu bewegen, etwas tiefer in die Tasche zu greifen, um unserem hochwürdigsten Apostolischen Vikar auch in dieser Sache etwas kräftiger unter die

Arme zu greifen, damit er seinem Plan, eine bescheidene Kirche aufzuführen, möglichst bald nachkommen kann. Natürlich ist er auch für jede kleine Gabe recht dankbar.

* * *

Auch Khartoum hat sich jetzt die neueste Er rungenschaft des letzten Jahrhunderts zunutze gemacht. Vor kurzem erlebten wir etwas, das sich wohl so leicht nicht jemand erwartet hätte: einen regelrechten Eseltreiberstreik, und zwar streikten unsere Eseljungen zum Unterschiede von ihren außerafrikanischen Kampfesgenossen mit Erfolg; sie erreichten, was sie wollten, wenn von interessierter Seite auch entschuldigend erklärt wird, daß der betreffende Erlaß, deßentwegen der Streik ausbrach, in der während des Streikes erschienenen Erklärung zu verstehen gewesen sei.

Mit der ganzen Sache verhält es sich folgendermaßen: Schon lange wurden Klagen laut, daß die Eseljungen die Zeit, wo sie gerade keine Fremden befördern, dazu benützten, in den Straßen der Stadt ihre Wettrennen zu veranstalten. Da, eines schönen Tages, erschien ein Ukas der hohen Stadtbehörde, welcher allen Eseltreibern verbot, in der Stadt zu reiten; natürlich wurden auch die nötigen Strafen angedroht. Als Antwort auf diese angebliche Beeinträchtigung ihrer Freiheit traten die Eseltreiber in den Streik. So mußte denn die Stadt für einige Tage eines wichtigen Verkehrsmittels entbehren, bis die Stadtverwaltung sich veranlaßt sah, eine authentische Erklärung ihres ersten Erlasses ergehen zu lassen, welche besagte, daß die Eseltreiber von Burri aus (Burri ist ein Dorf ungefähr 20 Minuten von der Stadt entfernt, wo sich das städtische Elektrizitäts- und Wasserwerk befindet), daß sie also von Burri aus zur Stadt zurückreiten dürfen, ebenso in der Stadt selbst, wenn sie sich von einem Eselstandplaz zum anderen begeben. Natürlich reiten die Eseljungen jetzt gerade so wie vor dem ersten Ukas; sie begeben sich eben bei jeder Be anstandung durch einen Polizisten nach einem anderen Eselstandplaz. So haben also unsere streikenden Eseltreiber ihren Zweck erreicht und die glücklichen Einwohner von Khartoum sind der Gefahr enthoben, einmal ein paar Schritte zu Fuß machen zu müssen.

Empfehlenswerte Bücher und Zeitschriften.

Ein kleines Weltwunder in seiner Größe, Ausdehnung und künstlerischen Ausgestaltung ist die Krippe des Neuen Domes in Linz. Ueber die Kisten derselben bringt einen sehr interessanten Artikel das mit 22 künstlerisch schönen Bildern ausgestattete Aprilheft der illustrierten Zeitschrift *Ave Maria* (Presbverein Linz, jährlich 12 Hefte, Nr. 2—, mit kleinem *Ave Maria* Nr. 3—). Das Heft bringt noch einen schönen Artikel über das eucharistische Jahr, ein Märchen von Schröger, ein Bild des prächtigen heiligen Grabes im Linzer Dom, den Gnadenort Maria Keshogl (mit drei Bildern); mit fünf prächtigen Illustrationen ist die Schilderung „Nach London“ von Besendorfer geschmückt, dem treuen Marienverehrer Dr. Ebenhoch ist ein kleiner Artikel gewidmet; eine neue spannende Erzählung aus der Zeit des russischen Feldzuges betitelt sich: Nach schweren Tagen von Kraft. Prächtige kurze Erzählungen, Gedichte, Marienjugen und die interessante Welttrübschau vervollständigen den Inhalt des schönen Heftes.

Das Heft IV der reizenden *Kinderzeitschrift* *Kleines Ave Maria* bringt köstliche Beiträge aus und für das Kinderleben mit neun Bildern. Die sehr billige und schöne *Kinderzeitschrift* läßt sich überall leicht einführen. Probehefte gratis.

Die Sklavenpeitsche. Modernes Zeitbild in vier Aufzügen von Josef Ederstorn. (Höflings Mädchenbühne Nr. 31.) Theaterverlag Val. Höfling, München. Preis Mk. 1.25; 12 Exemplare mit Ausführungsrecht Mk. 12.—.

Zwei arglose Schwestern, durch eine gewissenlose Stellenvermittlerin nach Brüssel gelockt, werden von ihr in eine Spelunke gebracht, woselbst sie zu ihrem Entsetzen entdecken, daß sie Mädchenhändlern in die Hände geraten sind. Ein anderes unglücklichste Opfer, das mit einer Peitsche auf die unmenschlichste Weise mißhandelt wird, verhilft den beiden Schwestern zur Flucht. Sie fliehen in eine Kirche, woselbst sie von einer wohlthätigen Dame gerettet werden, die dann auch die gerichtliche Verfolgung der Mädchenhändlerbande veranlaßt. — So erschütternd einige Szenen auch sein mögen, sie vermögen doch nur ganz schwach das entsetzliche Elend tauender gequälter Opfer anzudeuten, ein Elend, welches auf der Bühne nicht wirklich dargestellt werden kann! — Die Handlung beruht in ihren Grundzügen auf einer wahren Begebenheit. — Möge die „Sklavenpeitsche“ recht vielen Mädchen eine eindringliche Warnung werden, damit sie selbst den glänzendsten und verlockendsten Versuchungen fremder Menschen nicht vertrauen!

„Der Tropenarzt.“ Ausführlicher Ratgeber für Europäer in den Tropen. Von Dr. med. Fr. Hey, früher Missionar- und engl. Regierungsarzt i. V. in Ägypten, Goldküste, West-Afrika. Hinstorffsche Verlagsbuchhandlung, Wismar in M. Zweite völlig umgearbeitete Auflage. Geb. Mk. 8.50, brosch. Mk. 7.—.

Unter obigem Titel gibt der Verfasser, aus seinen langjährigen Erfahrungen schöpfindend, allen, die gezwungen sind, in den afrikanischen Tropen zu weilen, einen wirklich praktischen Ratgeber an die Hand, der sich in allen schwierigen Lagen, in die man in den Tropen gelangen kann, als verlässlicher Helfer er-

weisen dürfte. Der Verfasser ist nicht im mindesten auf die herkömmlichen Heilmittel eingeschworen; er sagt diesbezüglich in der Vorrede: „Einer arznei- und operationslosen Heilmethode kann ich nicht bestimmen, denn sie ist nicht in der Lage, immer und überall auszukommen; aber noch weniger kann ich für eine Behandlungsmethode eintreten, welche glaubt, mit Medicinen allein erfolgreich arbeiten zu können, denn Medicinen können höchstens als Reaktions-, aber nicht als Heilmittel angesehen werden.“ Diejem seinem Standpunkte gemäß bringt der Verfasser hauptsächlich auf eine geordnete Lebensweise, die er bis aufs kleinste detailliert. Aus dem reichlichen Stoffe heben wir besonders folgende Krankheiten hervor, denen eine ausführliche Behandlung zuteil wird: Malaria; Schwarzwasserfieber; Gelbfieber; Magen- und Darmkrankheiten; Hautkrankheiten; Schlangen- u. Insektenstiche; Sonnenstich und Hitzschlag; Wundbehandlung usw. — Obwohl wir von unserem Standpunkte aus uns mit einer sozial-moralischen Auseinandersetzung des Verfassers, auf welche näher einzugehen hier nicht der Platz ist, nicht einverstanden erklären können, so können wir doch nicht umhin, den „Tropenarzt“ allen jenen zu empfehlen, die in den afrikanischen Tropen wirken müssen; besonders aber möchten wir ihn in den Händen eines jeden Missionärs sehen, der sich allein auf seiner einsamen Station befindet. In seinen eigenen sowie in den Krankheiten seiner Schutzbeholdenen wird er in dem Buche geschätzte Hilfe finden.

An der Gnadenstätte. Schauspiel in fünf Akten von Dr. Peter Dörfler. (Höflings Mädchenbühne Nr. 22.) Theaterverlag Val. Höfling, München. Preis Mk. 1.25; 12 Exemplare mit Ausführungsrecht Mk. 12.—.

Der bekannte Verfasser hat hier ein Stück für Mädchen- und Kinderbühnen geschaffen, das in überaus geschickter Weise die bekannten Begebenheiten an der Grotte von Lourdes mit der Heilung eines vornehmen blinden Kindes verbindet. Daß der Autor den Ernst der Handlung häufig mit Humor gemildert hat, dient dem Stück nur zum Vorteil. — Wir wünschen dem Stücke recht zahlreiche Aufführungen.

Die Erbschaft. Ein Stück aus dem Leben in einem Akt von Wilhelm Reisch. (Höflings Vereins- und Dilettantentheater Nr. 51.) Theaterverlag Val. Höfling, München. Preis Mk. 1.—; 8 Exemplare mit Ausführungsrecht Mk. 5.—.

Dem Waldeckbauer wird vom Notar eröffnet, daß er der alleinige Erbe eines ganz bedeutenden Vermögens seiner verstorbenen Schwester sei. Der Bauer ist erstaunt, woher das viele hinterlassene Geld stammt, und als er erfährt, seiner Schwester sei es testamentarisch von dem General von Erlau, dem sie den Haushalt geführt hatte, hinterlassen worden, wird er stutzig und verzichtet auf Anwartschaft seiner Tochter Theresie auf die ganze Erbschaft zugunsten des Neffen des Verstorbenen. Schließlich findet der edle Charakter Theresies ein Echo im Herzen des jungen von Erlau. — Ein kurzes Volksstück, in dem der heitere Einschlag nicht fehlt, das sich besonders zu Aufführungen auf dem Lande eignet.

Abonnements-Erneuerungen.

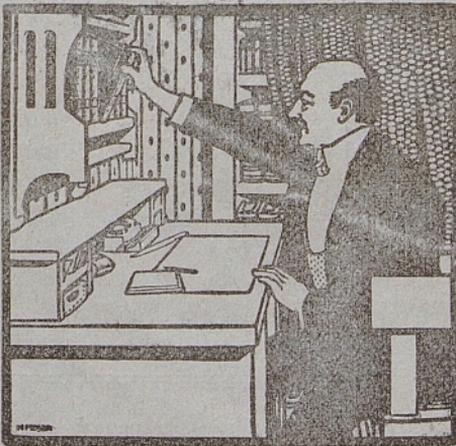
Vom 10. März bis 10. Mai 1912 haben folgende Nummern ihr Abonnement erneuert:

96 133 168 184 187 273 380 420 439 486 494 589 621 630 666 753 758 965 1015 1102 1138 1139
 1235 1266 1304 1395 1428 1486 1517 1810 2159 2755 2949 3083 3166 3226 3237 3253 3407 3515
 3523 3652 3677 3732 4229 5007 5049 5075 5143 5276 5279 5340 5545 5550 5552 5724 6071 6365 6606
 6637 6889 7071 7099 8027.

Gebrauchte Briefmarken

sammeln wir in allen Quantitäten und werden solche mit herzlichem „Vergelt's Gott!“ von der Verwaltung des Missionshauses in Milland bei Brixen entgegengenommen.

• Das unentbehrliche Hilfsmittel des Gebildeten •



Herders Konversations- Lexikon

Ergänzt bis 1910. Neun reichillustr. Bände. K 138.—

Dieses Lexikon zeichnet sich dadurch aus, daß es in nur 9 Bänden den ganzen ungeheuren Wissensstoff aufs sorgfältigste verarbeitet hat. Es erhält dadurch den Vorzug der Handlichkeit und Billigkeit.

Gegen bequeme Ratenzahlungen (von K 4.— an monatlich) durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Prospekte kostenfrei von der Herderschen Verlagshandlung, Freiburg im Breisgau.

Berlin • Karlsruhe • München • Straßburg • Wien • London • St Louis, Mo.

Junge Leute,

Handwerker, wie Schuster, Schneider, Tischler, Bauernburschen usw. finden als

Laienbrüder

Aufnahme im

Missionshaus in Milland bei Brixen.

Für Knaben, welche Ordens- und Missionspriester werden wollen.

In unserem

Xaverianum in Milland bei Trien

werden brave und talentierte Knaben aufgenommen und zu Missions-
priestern herangebildet.

==== Bedingungen der Aufnahme sind: =====

1. Selbständige Neigung und sonstige Zeichen des Berufes zum Ordens- und Missionspriesterstand.
2. Gelehriger, lebhafter, offener Charakter, energischer, standhafter, opfer-
freudiger Wille; sittliche Unverdorbenheit.
3. Gefundes Urteil und gutes Talent, das befähigt, leicht und ohne An-
stand die ganzen Gymnasialstudien durchzumachen.
4. Gute Gesundheit und kräftiger Bau, frei von körperlichen Fehlern.
5. Alter von ungefähr zwölf Jahren. Für die erste Klasse wird ein
Alter nicht unter zehn und nicht über zwölf Jahre erfordert.
6. Pensionsbeitrag nach Uebereinkommen mit den Eltern oder deren Stell-
vertretern.

Weitere Aufschlüsse werden bereitwilligst vom Obern des Missions-
hauses erteilt.

Man wende sich vertrauensvoll an die Adresse:

P. Obere des Missionshauses in Milland bei Trien, Tirol.

Eine Bitte an Musikfreunde.

Daß die Neger sehr die Musik lieben, ist bekannt. Daher ist es Pflicht des
Missionärs, sich hierin beizeiten auszubilden. — In unserem Juvenat, im
Xaverianum, haben wir für Musik besonders veranlagte Zöglinge; doch womit
lernen? — Wir richten daher an Musikfreunde unter unsern Abonnenten die innige
Bitte, uns Musikinstrumente, welcher Art sie auch sein mögen (natürlich brauchbar),
für unsere Zöglinge nach Milland zusenden zu wollen. Sie üben dadurch ein
Liebeswerk an den Negern und das heiligste Herz Jesu wird es sicher lohnen.

Für Abonnenten aus allen Studentenkreisen wird
eine außerordentliche Preisermäßigung gewährt.